Kaus, Gina
Der Aufstieg

PT
2621
A95A8

Der Aufstieg

NOVELLE VON GINA KAUS

GEORG MÜLLER VERLAG 1920

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/deraufstiegeinen00kaus

Gina Kaus / Der Aufstieg

Der Aufstieg

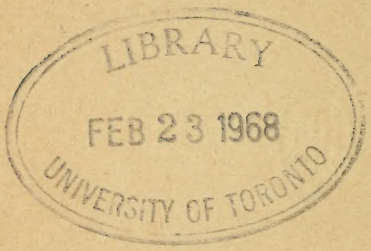
Eine Novelle

von

Gina Kaus

1 · 9 · 2 · 0

Georg Müller Verlag München



PT
2621
A95A8

Erstes bis fünftes Tausend

Copyright 1920 by Georg Müller Verlag München

I

Wenn ich heute Abend, nach fast einem halben Jahre, wieder vor diesem schmutzigen Kaffeehaustisch sitze auf der mit grünem Plüsch schlecht gepolsterten Bank gegenüber den Fenstern meiner einstigen Valerie, so habe ich dafür einen ganz anderen Grund als den, daß ich es etwa wiederum nötig hätte, in dumpfigen Lokalen meine Zeit totzuschlagen, oder mir von einem zweideutigen Kellner einen schlechten Kaffee in abgeschlagener Tasse servieren zu lassen. Im Gegenteil. Ich werde morgen um 4 Uhr nachmittag, also in weniger als vierundzwanzig Stunden, heiraten und bin von da ab Herr einer mehr als eleganten Wohnung, zweier bequem eingerichteter Herrenzimmer mit lederbezogenen Klubfauteuils, in denen ich, die Beine lang von mir gestreckt, werde Zeitungen lesen und rauchen können, oder Bekannte empfangen und wieder entlassen, und lautlose Diener bringen auf silberner Platte was ich wünsche, auf mein Glockenzeichen. Ich habe auch nicht mehr nötig, Valeriens Fenster und den Toreingang ihres Hauses eifersüchtig zu bewachen, ich liebe sie nicht mehr, weiche sogar ihrem Gruße aus, wenn sie mir, wie letzte Woche im Foyer der Oper, am Arme eines ihrer hochgebornen Kavaliere begegnet. Allerdings führte ich Suzanne am Arm, — aber das hätte mich gewiß nicht gehindert, eine frühere Bekannte zu grüßen.

Es gibt keine Braut, die unterwürfiger und widerspruchsloser wäre als die meine. Es wird keine folgsamere ergebenere Frau geben als sie. Ich werde es nicht nötig haben, dieses Café aufzusuchen mangels Ruhe daheim; sie hat es heute schon gelernt, daß Leute meiner Sensibilität nicht gestört werden dürfen, ja, manchmal durch die bloße Anwesenheit eines anderen Wesens in einen Zustand gespanntester nervöser Erregung geraten. Zwar trifft das alles so eigentlich auf mich nicht zu, ich brauche sogar Menschen um mich, kann nicht lange ohne persönliche

Ansprache leben, und Suzanne wird von allen anerkannt als eines der reizvollsten Mädchen der Stadt. Nur ist mein Bedürfnis, sie um mich zu haben, weit geringer als dieses andere, sie meinen Launen nachgeben zu sehen, zu erleben, wie sie, die verwöhnte Erbin, auf einen Wink von mir, ein Runzeln meiner Brauen, — und mit welch rührender Beklommenheit! — das Zimmer verläßt. Nie kommt mir dann der Gedanke, ihr etwa nachzugehen und ihr zu versichern, daß ihre Gesellschaft mir lieb war — aber ich benütze auch keineswegs die mir verschaffte Einsamkeit zu Arbeit oder Nachsinnen, vielmehr träume ich untätig dem zaghaften Ausdruck ihres Gesichtchens nach, ihrem Fußspitzengang beim Fortschleichen, der nichts mehr von ihrer vielbewunderten Sicherheit hat, und den verschwiegenen Tränen, die sie in ihrer Kammer um mich weinen mag. Oh, ich kann sehr ruhig morgen mit ihr in die Ehe treten, sie wird sobald nicht aufhören, in mir den Herrn zu sehen; sobald nicht Gelegenheit haben, sich zu erinnern, aus welcher Lage sie mich emporgezogen hat.

Das ist ja der Grund, weshalb ich heute dieses kleine Café besuche. Ich erwarte niemand, sitze ganz einsam vor meiner Schale schlechten, schwarzen Getränkes, und sehe über den Rand meiner Zeitung hinweg auf die einstigen Fenster meiner gewesenen Geliebten. Ich kann gar nicht sagen, wie mich alles das freut. Ich schiele manchmal versteckt nach meinen Bekannten von früher, die an ihren Stammtischen nach wie vor von literarischen Zukunftsplänen sprechen, und die mich alle bei meinem Eintritt respektvoll gegrüßt haben, sich aber jetzt nicht recht an meinen Tisch herantrauen.

Wer weiß, wenn ich die ganze Süße dieser vergleichenden Reminiszenzen ausgekostet haben werde, winke ich sie zu mir heran, erkundige mich nach ihrem Befinden, ihren Arbeiten, lade sie vielleicht sogar für einen der nächsten Tage zum Tee — alle außer Frank Dubrowsky. Oder nein: gerade ihn als ersten. Er

soll sehen, daß er mich unterschätzt hat. Ich bin kein Streber, der, emporgekommen, einstige Freunde verleugnet, auch wenn ihr Exterieur und ihre soziale Position ihm nicht zur Ehre gereichen können. Das heißt: er war ja nie mein Freund, dieser blasse Hungerleider, der sich auf seine Schäbigkeit, und daß er ihr zu steuern nichts unternimmt, noch was zu Gute zu tun scheint. Er hat mich immer über die Achseln angesehen, tut es wahrscheinlich heute noch. Es ist am besten, solchen Menschen aus dem Wege zu gehen. Sie bringen kein Glück, untergraben das Selbstbewußtsein und zerstören die suggestive Überzeugungskraft einer Persönlichkeit. Nicht nur von allen Verleumdungen bleibt etwas am Menschen hängen, auch alle Zweifel an der eigenen Person, an die so ein Spötter rührt, stehen auf in der Nacht und gewinnen beklemmende Gestalt. Überhaupt ist er nur eine negative Existenz, dieser Mensch. Leistet er etwas, tut er etwas, lebt er sein Leben? Er hat ein paar Bücher geschrieben, nun, das habe ich auch getan. Aber wie habe ich mich sonst noch herumgetrieben! Er aber hat, glaube ich, während dieser sechs Monate, die ich hier ferngeblieben bin, das Kaffeehaus nicht verlassen. Ganz genau so kauerte er im Kreise seiner Gleichen, als ich das letzte Mal an eben diesem Platze saß und die Fenster meiner Valerie beobachtete und den Eingang ihres Hauses.

Das war doch ein sonderbarer Abend! Ich war gerade in einer Pechserie meines Lebens, verabscheute mich, hielt mich für ausgestoßen und sah die Welt voller Feinde, geradezu umstellt sah ich mich von Feinden, es war fast lächerlich. Wohl gab es genug Leute, die mir nicht gut gesinnt waren, wenn auch nicht so viele wie heute. Aber habe ich heute Angst vor ihnen? Damals hatte ich richtige Angst. Da stand vor Valeries Haustor ein Mann von ganz ungewöhnlicher Länge mit weißen Beinkleidern und kariertem Jackett. Er stand wohl eine Glockenstunde dort und das war wahrscheinlich der Grund, weshalb ich hier

so lange saß und wartete. Ich hatte Angst vor ihm, obwohl er doch eher komisch war. Nämlich es regnete in Strömen und seine weiße Hose war in der braunen glitschigen Straße der einzige helle Punkt. Auch hatte er einen Schirm, von dem das Wasser troff, und den drehte er fortgesetzt sehr rasch in weißbehandschuhten Händen. Ich gebe zu, es war höchst sonderbar, daß er so lange vor ihrem Haustor stand, trotz des Regens und seiner unpassenden weißen Hose. Aber mußte gerade ich es sein, auf den er wartete? Den er auf dem Wege zu der Geliebten überfallen wollte, ohrfeigen oder niederschlagen? Schließlich, die meisten meiner Gegner waren entweder literarisch animos oder Spielpartner, mit denen Meinungsverschiedenheiten sich trotz meiner ausgeprägten Abneigung gegen solche nicht hatten vermeiden lassen, und die waren damals wie heute vollzählig um ihre Stammtische versammelt. Und mein Nebenbuhler bei Valerie, der hocharistokratische Herr, wußte seit einem Jahr von meiner Existenz, wie ich von der seinen, und hatte mich als alten Freund Valeries aus der Kinderzeit (wie er glaubte) immer gelten lassen, wie ich ihn bei ihr dulden mußte, weil ich mir eben nicht helfen konnte. Vielleicht sogar war bei mir noch etwas anderes dabei als bloß so hilflose Duldung. Ich dachte, warum soll ich's leugnen, an die Beziehungen, die Valerie durch ihn unterhielt und deren sie mich eines Tages könnte teilhaft werden lassen. Ich bin nicht der erste Mann, der durch Frauen Karriere gemacht hat, große Beispiele aus Geschichte und Literatur mögen mir vorgeschwebt haben. Welcher gut gewachsene, literarisch begabte junge Mann träumt nicht gelegentlich von Balzacs Rastignac? Ich begnügte mich also mit einer nicht allzu heftigen Eifersuchtsszene einmal in der Zeit, wenn Valerie mich irgendwo hatte umsonst warten lassen und tat dann für lange, als glaubte ich ihren Versprechungen künftiger absoluter Treue. Trotzdem war ich gewohnt, den Aristokraten für meinen Feind zu halten und hätte eine heftige Begegnung mit ihm gerne

vermieden. Nichts war jedoch unwahrscheinlicher, als daß er jetzt vor ihrem Haustor auf mich wartete im Regen und mit einer weißen Hose.

Aber es hätte doch wirklich jemand sein können, den Irma gegen mich aufgehetzt hatte. Irma! Das war eine gefährliche Person gewesen, und ich hatte Recht gehabt, vor ihrem allzu starken Temperament die Flucht zu ergreifen. Kein Mann erträgt es auf die Dauer, so leidenschaftlich geliebt zu werden. Dieses Mädchen besaß ich vollständig, sie war mir zu eigen, ausgefüllt von mir bis in den letzten Schlupfwinkel ihrer Seele, in den letzten Schauer ihrer Nerven. Als ich sie verließ, da war es ihr und ihrer Verzweiflung schon zuzutrauen, daß sie aus den unerschöpflichen Reservoirs ihrer polnischen Heimat einen Bruder oder Vetter auftrieb und gegen mich hetzte. Auch ist ja wahr, ich habe sie und ihre Zukunft zerstört. Sie hatte meiner vermeintlichen großen Liebe für sie ihr Mädchentum geschenkt und war wenige Wochen darauf verlassen worden. Als ein rechter Verführer habe ich an ihr gehandelt, die weit mehr als irgendeine andere an mir gehangen hatte. Aber wo wäre ich heute, wenn ich damals die nötige Grausamkeit nicht besessen hätte, ihre heißen Arme mit hartem Griff von meinem Nacken zu lösen? Noch ein paar Wochen, und sie hätte mich vor den Traualtar geschleppt und ich könnte heute in einer Zweizimmerwohnung schauen, wohin ich vor dem Gequieke eines ewig nassen Babys flüchte. Sie hätte mich gewiß dazu gebracht, sie zu heiraten, denn sie besaß die ungeheuerste Beharrlichkeit in ihren diesbezüglichen Ansprüchen. Auch hatte sie eigentlich Recht: Da quält sich solch ein hübsches junges Ding fünfundzwanzig Jahre lang mit ihrer Tugend ab, und dann bricht einer das sorgsam gehütete Blümchen, lüftet nachher einfach den Hut, sagt guten Tag und geht. Ein rechtes Bubenstück, ich bereue es auch, aber — der Lebenswert verschiedener Menschen ist doch nicht der gleiche! Frank Dubrowsky natürlich, dem ich damals meine

moralische Zerknirschung gestand, grinste über sein ganzes Gesicht und behauptete, die betreffende Dame sei derartige Bübereien gewohnt, ich könne ruhig schlafen. Das tat ich auch, obwohl er log. Kein Mann konnte das besser wissen als ich. Und selbst wenn, — eine solche Komödie ist zwar ausgeschlossen — selbst wenn das arme Ding schon früher Enttäuschungen erlebt gehabt hätte, desto weher mußte der neue Schlag sie schmerzen, desto tiefer sie hineinreißen in eine schiefe Bahn, deren Ende Verzweiflung und Elend ist. Ich begriff sehr wohl ihre Fassungslosigkeit, die letzte Mittel ergreifend, den Arm eines Freundes gedungen hatte, mich ihrer Liebe wieder zuzuführen. Aber mußte er gerade in Valeries Haustor stehen, damals, wo ich so dringend mit ihr zu sprechen hatte?

Übrigens, ich tue mir Unrecht, wenn ich mich als einen absolut egoistischen, nur auf seinen Vorteil bedachten Menschen hinstelle. Gewiß, ich verstehe, meine Gefühle den Anforderungen meines Verstandes zu unterordnen, habe es hart genug erlernt in nicht gerade leichten Jugendjahren. Doch habe ich auch meine spontanen und edlen Regungen. Zum Beispiel besinne ich mich ganz deutlich, daß damals, als der Mann mit der weißen Hose im Regen unter dem Haustor Valeries stand, auch ein Bettler auf der Straße war, dessen einer Ärmel in der Rocktasche steckte. Im ungewissen Licht des neblichten Abends konnte man nicht genau erkennen, ob es ein leerer Ärmel war oder ob ein Arm ihn erfüllte. Und da packte mich mitten in meiner überreizten übellaunigen Stimmung heißes Mitleid mit diesem Burschen und ich schwor mir, dem ersten Armen, der mir begegne, zwei Kronen zu geben, wenn der Mann jetzt eine gesunde Hand aus der Tasche ziehe. Und zwei Kronen waren damals viel Geld für mich. Er kam später am Fenster vorbei und ich konnte ganz deutlich sehen, daß es ein Krüppel war. Ich konstatierte dies mit aller Bestimmtheit, obwohl sich gerade zur gleichen Sekunde der Mann mit der weißen Hose vom Haustor löste und geradeswegs über

die Straße kam und es schien mir beides in Zusammenhang zu stehen, als hätte das Schicksal mein Opfer nicht angenommen. Meine Nerven müssen damals wirklich total zerrüttet gewesen sein, denn ich glaube, ich zitterte am ganzen Körper. Dennoch nahm ich wahr, als er in den Lichtkreis der Kaffeehauslampen kam, daß er nicht, wie ich von ferne vermutet hatte, ein Mann der Gesellschaft war, sondern vielmehr ein sehr schlecht aussehender, schmutziger Geck, etwa aus der äußersten Vorstadt oder Provinz. Er hatte ein sehr brutales Gesicht mit vorspringendem Kiefer und ein furchtbares Gebiß. Das konnte ich sehen, denn jetzt sprach er.

Er sprach zu einem Frauenzimmer, das vor dem Kaffeehause stehen geblieben war, einer ganz gemeinen Person, die ich kannte, sowie alle andern im Café, denn nach Mitternacht kam sie oft herein, setzte sich an den Tisch zu uns und wir hatten unseren derben Spaß an ihr und ihren dreckigen Geschichten, die sie sehr laut und mit einem häßlichen Lachen erzählte, das ihre schlechten Zähne zeigte und die vielen Falten in ihrem platten verwüsteten Gesicht. Ich glaube, von den andern kannte sie jeder des Näheren, ich aber habe sie niemals berührt, hatte es nie nötig, mich mit solch einer niedrigen schmierigen Frauensperson einzulassen, war mir immer zu gut für ihresgleichen. Der Mann mit der weißen Hose schien aber irgendwie mit ihr zu schaffen zu haben, denn er schrie immerzu auf die Dirne ein, die in unbeschreiblich empörter Pose vor ihm stand, im vorne aufgebogenen breitkrämpigen Federhut, mit einer weißen Seidenbluse, die, im Schluß zu kurz, ein Stück nicht ganz reinlicher Unterwäsche sehen ließ. Er packte sie beim Arme und schüttelte sie. Nun zankte sie auch mit ihrer hohen keifenden Stimme. Leute sammelten sich um die zwei, ein Polizist kam langsam über den Fahrdamm.

Mich ging die Sache also nichts an. Im Augenblick, da ich erkannt hatte, daß die Aufmerksamkeit des Fremden der Weibs-

person gegolten hatte, war die nervöse Spannung von mir gewichen. Aufatmend zahlte ich dem energisch herbeigerufenen Kellner und ging zu Valerie.

Während ich empor die Stiegen schritt, verließ mich nicht ein Gefühl, das ich während des Streites auf der Straße empfangen hatte. Aber ich konnte es nicht packen, nicht sagen was es war, wußte nur, es war in dem Moment in mir aufgezuckt, als der Mann das Frauenzimmer beim Arm gepackt und gebeutelt hatte. Es ist sehr sonderbar, daß so ein Gefühl ohne Namen, ohne jede Wesenhaftigkeit einen plötzlich überkommt und benebelt. Tatsächlich war ich irgendwie benebelt, als ich bei Valerie eintrat, und das erste was ich tat, nachdem ich ihr sehr kühl einen guten Abend gewünscht hatte, war, daß ich ihr erklärte, es sei das letztemal, daß sie mich sehe. Es war mir plötzlich klar, daß ich nur deshalb so lange im Café gesessen und den Entschluß, zu ihr zu gehen, nicht hatte fassen können, weil es mir schwer geworden war, diese Worte zu sprechen, die gesprochen werden mußten. Auch fielen mir sogleich auf ihr nicht mehr als verwundertes „Warum?" eine Menge gewichtiger Begründungen für das einmal Gesagte ein. Sie stehle die Zeit für meine Arbeit und die hierfür gleichfalls überaus notwendige Sammlung. Eben hätte ich eine Stunde in eifersüchtiger Betrachtung ihrer Fenster zugebracht. Sie sei nicht das Weib, das dem Manne die sichere Ruhe des Besitzes schenken könnte, ohne welche die Leidenschaft störende und aufreibende Formen annimmt. Ich traf, solange wortlos ihre großgeöffneten Augen an mein Gesicht gesogen waren, den kühlen Ton des bedauernd Abrechnenden aufs Trefflichste. Verlor ihn aber ein wenig, als sie in der ganzen Stattlichkeit ihrer kraftvollen Erscheinung sich zusammenriß und mir den Rücken drehte. „Nun, so geh", sagte sie und trat ans Fenster.

Es ist nun einem Manne meiner Art nichts unmöglicher, als einen Menschen, der mir etwas bedeutet hat, nach einem solchen Worte zu verlassen. Mag sein, daß dies das Künstlerische in mir sei,

das Lebenskünstlerische, meine ich, das genossenen Inhalt in schöner Form erinnernd bewahren will, und ein Liebeserleben, damit es seinen Zauber dauernd bewahre, abzuschließen trachtet mit gewichtigem Wort und schöner Geste. Und dann kam noch eines hinzu, was mich, den Hut in der Hand, zu einem schweigenden, verlegenen Stehenbleiben in der Nähe der Türe zwang, und das war dieser warme angenehme Duft des Weiberraums, der mich immer gefangen nahm, wenn ich in den weichen Möbeln von bequemer Form versunken war, alle diese Behaglichkeit der lauteabfangenden Teppiche, der Vorhänge und Bibelots, und die schwüle Erinnerung an viele Stunden — all das drängte plötzlich auf mich ein, im Augenblick, da Valerie mir, am Fenster stehend, ihre seidenumflossene, wohlausgebaute Rückenlinie zeigte.

Sie wandte sich nach kurzer Weile und hatte Ruhe und Gleichmut der schönen Züge wiedergewonnen. „Nun?" fragte sie jetzt, „gehst du?" Ich wollte entschieden auch ihr kein schlechtes Bild zurücklassen. Das ganze Leben einer Frau wird gequält von der Erinnerung an einen einzigen undankbaren Liebhaber. Aber ich suchte umsonst nach irgendeiner unvergeßlichen Pose, einem schönen wohlgeprägten abschließenden Wort. Ich zermarterte mein Gehirn, doch ich war so ganz heruntergekommen damals, daß ich schließlich, um Zeit zu gewinnen, ihr den wahren Grund meiner Verstimmung in einfachem Satze verriet. Morgen sei Empfangstag bei B * *, und sie habe mir die versprochene Einladung nicht verschafft. Sogleich, da nach früheren definitiveren Aussprüchen dieser Vorwurf bläßlich abfallen mußte, fügte ich ihm Beschuldigungen bei, die ich selbst als nicht ganz wahr empfand. Sie vernachlässige mich überhaupt, nehme sich nicht Zeit, über mich nachzudenken, sonst müsse ihr klar sein, daß meine Kaffeehaus-Existenz meiner unwürdig und mit einer besseren dringlichst zu vertauschen sei und auch wie wertvoll mir die nähere Bekanntschaft des jungen B. sei, der, Mensch ohne rech-

ten Beruf, Zeit und Geld den jungen Leuten widme, deren Talent oder Persönlichkeit ihn interessierten. Sie bedenke nicht, daß meine Kunst sich nicht entfalten könne, solange Geldsorgen mich zwängen, gegen bessere Einsicht Mittelmäßiges zu veröffentlichen.

Sie aber wolle mich absichtlich in meinem Dunkel belassen, damit desto königinnenhafter sie über mir stehe, damit desto ersehnter die sonst ungekannte Bequemlichkeit ihrer Zimmer mich locke und ich für immer ihr kleiner armseliger, dienerhafter Satellit sei. Gerade von letzterem wußte ich, daß es eine böswillige Verfärbung war und sie aufs Gröblichste verletzen mußte. Zwar hielt ich Valeriens Liebe für mich nicht für allzutief, hatte vielmehr ihre leichte Art mir gegenüber, die keine Superlative kannte, immer als sehr angenehm empfunden, dennoch war, was sie für mich empfand, nicht Herrschsucht, eher die Zärtlichkeit für einen Mann, dem gegenüber sie ihren dienhaften weiblichen Instinkten sich auszuleben gestattete. Sicher ist, daß sie den Aristokraten ungleich schlechter behandelte als mich und zehnmal in der Stunde schlankweg an mich verriet, und ich die pekuniären Rücksichten, aus denen sie ihn ertrug, kannte und respektierte. Kam sie zu mir in mein mehr als bescheidenes Zimmerchen vier Treppen hoch, so machte sie, die daheim von zwei Mägden bedient und bedienert wurde, sich als ein rechtes Hausmütterchen nützlich. Sie nannte das „Jugendeindrücke auffrischen". Ihre behagliche Existenz sentimental-zufrieden mit ihrer einstigen armseligen vergleichend, tat sie freiwillig und mit Gesang, was sie einstens mißmutig gemußt hatte, ordnete meine Bücher und Hefte, wischte Staub von Schreibtisch und Regalen, und sah des öfteren in Wäsche und Strümpfen nach besserungsbedürftigen Stücken.

Wenn auch in all dem etwas leise Erniedrigendes für mich lag, so empfand ich doch das Grundfalsche meiner Beschuldigung, las es auf ihrem Gesicht und vielleicht gerade deshalb packte

ich bei den letzten Worten ihren Arm und schüttelte sie heftig, ließ aber gleich davon ab, weil mir der Mann mit der weißen Hose eingefallen war. Mit ungeheurer Peinlichkeit war er mir eingefallen, ich kann nicht genau sagen, warum, aber ich ließ sofort Valeriens Arm fahren. Überhaupt wäre ich sehr froh gewesen, ich hätte all' dies nicht gesagt gehabt und wäre längst daheim in meinem Zimmer. Ich wagte nicht, meine Geliebte anzusehen. Doch da geschah etwas sehr Schönes. Sie erwachte aus der Erstarrung, in die meine Worte sie versetzt hatten und — schlang die Arme um meinen Hals. „Ich wußte nicht, wie sehr ich dich schon verloren habe — du sollst gewiß morgen deine Einladung haben." Ich erriet, daß Eifersucht auf Künftiges Schuld ihres Zögerns gewesen war, und streichelte ihr sanft Haare, Stirn und Wangen.

Ich habe eigentlich immer sehr viel für die Sentimentalität übrig gehabt. Zu viel für einen Menschen, der im tätigen Leben steht. Ich habe es deshalb beizeiten gelernt, sie zu unterdrücken, wenn nicht gar mit Grobheit zu überdecken. Man kennt solche Beispiele aus der Literatur. Gerade die feinstorganisierten Menschen sind so, schaffen einen rauhen Panzer für die allzuzarte Beschaffenheit ihrer Gefühle. Manchmal aber, in selten schönen Stunden, gestatte ich meiner inneren Weichheit ihre Entfaltung. So damals. Ich umschlang die Geliebte und unsere Tränen einten sich zu einer wundervoll harmonischen Stunde, auf der dennoch, wie herbes Parfüm, das schmerzliche Pathos eines baldigen Abschieds lag.

Am Morgen darauf fand ich die Einladung zum Diner bei B * * s. unter meiner Korrespondenz. Gleichzeitig kam die Zusage einer Zeitschrift betreffs Annahme meiner letzten Novelle, was ich als günstiges Omen für das andere ansah, im beglückten Glauben, die schwarze Serie sei nun beendet und habe einer roten, der raschen Folge glückhafter Zufälle für die nächste Zeit Platz gemacht.

Nach meinem bescheidenen Mittagessen wollte ich wiederum ins Café gehen, kehrte aber auf halbem Wege um. Ich glaube, ich tat dies, um Frank Dubrowskys Augen an diesem Tage nicht zu begegnen. Es ist nun einmal etwas in diesen Augen, das ein Gerades in mir biegen kann und mir, ich weiß nicht warum, dadurch immer schadet, immer zum Ausgangspunkt böser Erlebnisse wird. So ging ich damals bereits um 4 Uhr nach Hause und musterte für den Abend meine Garderobe. Es war sehr traurig, denn ich besaß keinen Smoking. Wohl einen Frack, aber der war mehrere Saisons vorher von einem billigen Schneider auf Ratenzahlung angefertigt worden. Ich erwog lange, meine alte Uniform anzuziehen, denn ich bin Oberleutnant der Reserve und als solcher angesprochen zu werden ist in fremdem Kreis doch angenehmer, als „Müller" schlechthin. Man würde mir sicher aus Höflichkeit „Herr Doktor" sagen und ich würde es richtigstellen müssen — eine immer für beide Teile unangenehme Minute. Trotzdem entschied ich mich für den dunkelblauen Sakkoanzug, mit etwas heller getönter Krawatte, gleichfarbigen Socken und Taschentuch. Ich weiß nicht, es ist doch so leicht, elegant gekleidet zu sein. Durch Farbengleichheit ist ohne weiteres Zutun ein vornehmer Eindruck gar nicht zu verfehlen. Dennoch gibt es Unterschiede — ich weiß bis heute nicht, worin sie liegen. Gewiß: in der Qualität des Stoffes, des Schnittes. Aber sonst noch? Vielleicht kann ein wirklicher Kavalier auch verschiedene Farben tragen? Ich würde es nicht riskieren. Zwar — ich könnte es vielleicht, tue es aber nicht.

Ich gustierte lange vor dem Spiegel, ob ich mein Monokel nehmen sollte. Die Ansichten darüber sind so geteilt. Dubrowsky grinst, wenn ich damit ins Café komme, Valerie aber liebt, daß ich es trage. Eigentlich war anzunehmen, daß Valerie in Dingen des Geschmackes besser orientiert sei als der Literat. Dennoch — ich ließ das Monokel fort. Dafür aber benutzte ich den Augenbrauenstift, mit dem mich Valerie einmal scherzhafterweise be-

handelt und den sie mir dann auf meine Bitten hin geschenkt hat. Es ist zwar verächtlich, daß ein Mann sich schminkt. Doch da ich es mit sehr viel Begabung tue, merkt es ja niemand und tatsächlich verleiht das bißchen Schwarz auf Braue und Lid dem Blick einen dämonischen Glanz, der sonst auf keine Weise zu erzielen ist. Ich fand mich sehr hübsch, als ich mich um 7 Uhr mit einem letzten Blick im Spiegel erfaßte, sehr hübsch und sehr distinguiert aussehend, — doch auf der Straße befielen mich allerlei Bangnisse: Wie soll es werden, wenn man meine mangelnde Abendtoilette übelnimmt? Wenn hochgeschlossenes Jackett, selbstgebundene Krawatte bereits aus der Mode sind? Wenn Gepflogenheit des letzten Jahres aufgesetzte Tasche mit farbigem Tuche nicht mehr duldet? Sicher, dachte ich, Müller, du Narr, bist von Kopf zu Fuß unmöglich angezogen und machst dich nur lächerlich vor den feinen Leuten, schon an der Tür. Ohnedies ist es ein Zirkel, der sich untereinander sehr kennt, von tausend mondänen Veranstaltungen her; lauter Leute auf gleichem Niveau, mit gleichen Lebensgewohnheiten; sie haben eine feine Nase diese Leute, spüren sogleich Fremdartiges an dem Eindringling, das ihnen zuwider ist, verbinden sich gegen ihn, verfolgen ihn, stoßen ihn aus. — Und wer sagt dir, daß unter so vielen Leuten keiner ist, der dich von früher kennt, dich und die vielen dummen Geschichten, die du angestellt hast, deine Spielschulden, deine Weiberaffären, keiner, der weiß, daß du von Valerie Geld genommen hast, das Geld des Aristokraten? — Und wenn Irma von deiner Einladung erfahren hat, was sehr wahrscheinlich ist, so hat die Hausfrau bereits einen Brief über dich bekommen und der Portier sagt gleich, wenn du deinen Namen nennst: „Bedaure, die Herrschaften empfangen heute nicht."

Ich war fast in Schweiß geraten ob der vielen unsinnigen Gedanken meiner unglückseligen Unzuversicht. Am liebsten wäre ich umgekehrt. Nur der Gedanke an Valerie und ihre morgige Frage trieb mich vorwärts.

Zwei Seitengassen vor der B**schen Villa hielt ich einen netten Wagen an und gab ihm beim Aussteigen ein großes Trinkgeld, damit der Portier seinen untertänigen verbeugungsreichen Dank sehen könne. Auch diesem gab ich sofort ein Zweikronenstück und nannte dann erst meinen Namen. Er war erst ein wenig verblüfft, lächelte dann und steckte das Geldstück ein, ehe er mich dem Diener übergab.

Ich hatte ein Flimmern vor den Augen, als ich im Salon stand. Meine Knie waren etwas unsicher. Ich hatte das gräßliche Gefühl, daß alle Menschen im Saal schwiegen und mich ansahen. Ich wußte auch sogleich warum: Alle Herren waren im Frack. Ich hätte in die Erde sinken mögen.

Ich weiß nicht, wie lange ich so ganz still an der Türe stand, mit einem gefrorenen Lächeln, im Brennpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Vielleicht waren es in Wahrheit nur ein paar Sekunden, während derer ich krampfhaft umhersah, ein bekanntes Gesicht suchend. Fast war mir in diesem Augenblick erwünscht, meine Feinde hier vorzufinden, auf Irma selbst, hätte ich sie in dem Momente erblickt, wäre ich strahlend zugegangen.

Da kam der junge B** auf mich zu. Ich sagte ihm schnell: „Ich weiß nicht, ob sie mich wiedererkennen werden, mein Name ist — — —"

„Müller", sagte er lächelnd. „Ich erkenne Sie sehr gut. Es freut mich, Sie bei uns zu begrüßen."

„Verzeihen Sie, daß ich nicht in Abendtoilette bin," sagte ich leichthin, „ich komme aus dem Klub."

Er musterte mich erstaunt. Der Klub schien ihm imponiert zu haben. Vielleicht aber glaubte er mir nicht recht? Er ist schwer zu kennen. Er scheint schüchtern, zaghaft, freundlich und zeigt dann wieder in plötzlich aufzuckendem Witz, daß er sich über den Partner und was der verbirgt durchaus im klaren ist.

An Erhardt B**s Seite warf ich einen zweiten flimmerfreien Blick über die Versammlung. Jetzt sprachen und bewegten

sich alle, fast war ich gekränkt, daß kein Auge mehr auf mir ruhte. Doch, ein lächelndes Mädchenantlitz war mir neugierig zugewandt, ein offenes Mündchen lag in einem heitern Lächeln, und das machte mich irgendwie zornig. Ich sandte ihr einen strengen herrischen Blick, den ich langsam zu spöttischer Verächtlichkeit abklingen ließ. Sie wurde sofort ernst, zuckte und wandte das Köpfchen. Ich weiß, diesen Blick erträgt niemand. Ich weiß, wie er mich oft gequält hat, dieser Blick, den Frank Dubrowsky mir manchmal zusandte, wenn ein von mir aufgestellter Satz, zu laut gesprochen, an seinen Platz hinüberdrang. Ich wandte mich gestärkt zu meinem Begleiter: „Darf ich bitten, der Hausfrau vorgestellt zu werden?"

Er nickte freundlich und nahm meinen Arm. Teilte Grüße und Händedrücke aus. Trotz der Mannigfaltigkeit ungewohntester Eindrücke nahm ich Gelegenheit, Erhardts Lächeln zu studieren, das liebenswürdig und ermunternd, den Jüngling aber eher verbarg, sicher distanzierte. Mein Lächeln entblößt zu sehr die Zähne. Ich weiß das sehr wohl, kann es aber nicht ändern. Manchen übrigens gefällt es.

Mein Herz klopfte, als Erhardt sagte „Meine Mutter". Ich erwartete eine Vierzigerin von großer Statur, vollem Busen und gefärbtem Haar. Mein Herz klopfte, denn mein verborgenster Gedanke, als ich daheim vor dem Spiegel meine Haare wellig in die Stirn gestrichen hatte, war der gewesen, durch meine kraftvolle Jugend der reifen Dame etwas mehr als Sympathie einzuflößen. Ich wollte noch im Verlauf des einen Abends ihrem verzagenden Alterwerden schmeicheln, nur für sie Augen habend. So hoffte ich gleich als Intimer ins Haus gezogen zu werden, das ich als Sprungbrett für eine glänzende Karriere benutzen wollte. Ich war darauf vorbereitet, den Jüngling zu spielen, der sich gegen die Frau noch wehrt. Man kennt solche Beispiele aus der Literatur, besonders aus deutschen Entwicklungsromanen, — ich mache also ein trotziges Gesicht, halte die Augen

am Boden, — und da ich sie schließlich auf ein sanftstimmiges „Guten Abend“ hebe, sehe ich in ein feines, schmales Altes-Frauengesicht mit fast schneeweißen Scheiteln und dem liebenswürdigen distanzierenden Lächeln des Sohnes. Obwohl ein Luftschloß zerrann, fühlte ich mich angenehm befreit. Ehrerbietig küßte ich die dargebotene vielfaltige Hand.

„Wo ist denn Suzanne?“ fragte sie derweilen ihren Sohn.

„Mit Mofrel in der Galerie.“

Die alte Dame wurde unerhört lebhaft.

„Mofrel ist wirklich da? Bestimmt?“

„Gewiß, ich sah ihn eintreten, mein Schwesterchen hat ihn sofort mit Beschlag belegt. Ich gewann nicht einmal Gelegenheit, mich vorstellen zu lassen.“

„Ach?“ machte sie und während ich dem Hausherrn meine Verbeugung machte, rief sie diesem zu: „Denke doch, Mofrel ist wirklich gekommen. Bitte sprich noch heute wegen Suzannes Porträt mit ihm. Er soll bald wieder verreisen.“

Ich schloß sehr rasch, daß der besprochene Mann Maler und berühmt sei. Und sagte deshalb, als ich mit Ehrhardt mich von dessen Eltern entfernte, hastig, mit Scheu und Erfurcht in der Stimme:

„Es wäre vielleicht möglich, Mofrel kennen zu lernen? Es ist ein sehnlichster Wunsch von mir, ich bin ein glühender Verehrer seiner Kunst —“

Wieder streifte mich sein rascher undurchdringlicher Blick. Mit der Hand wies er die Wände des Zimmers, die von mehreren Bildern in goldenen Rahmen behangen waren. „Nehmen Sie einstweilen mit seinen Werken vorlieb.“

Das war ein peinlicher Augenblick. Doch es gelang mir, gute Figur zu bewahren. Ich ließ meine ehrfürchtigen Blicke an den Gemälden, die mir sehr mißfielen, entlang gleiten und sagte dann ganz langsam: „Da kommt dieser Mann unvermutet in seinen eigenen Tempel — —“

Jetzt lachte Erhardt ganz gutmütig.
„Nun, unvermutet eigentlich nicht. Vielmehr wurde er eingeladen, um zu begutachten, wie seine Bilder hängen."
Ich hätte Erhardt in diesem Augenblick gern geprügelt.
Zum Überfluß wurde er gerade auch von einer Dame in rosa Seidenkleidchen, die in Begleitung eines grauen Herren war, mit dem Fächer auf den Arm geschlagen; er sagte „Pardon" und ließ mich stehen. Ich vertiefte mich, da mir besseres zu tun ja doch nicht übrig blieb, aufs neue in die Gemälde des französischen Meisters, der, wie ich aus dem Gespräch der drei hörte, hinter meinem Rücken stand. Er wünschte mehr Oberlicht im Raum. Erhardt stimmte zu. „Aber es wird sich schwer machen lassen," dazwischen hörte ich Suzannes geflüsterte Worte „Brüderchen, wo hast du den aufgelesen?"
Kein Zweifel, das ging auf mich. Ich verlor das Blut aus dem Kopf, den Boden unter den Füßen. Ich hatte nur mehr den einen Wunsch zu verschwinden. Taumelnd bewegte ich mich, gedankenlos, ohne mich umzuwenden durch ein Gemach ins andere, suchte den Ausgang, fand ihn nicht, begegnete der Hausfrau, die mir freundlich sagte: „Es wird gespeist" und mich einem Lakaien übergab, der mich an meinen Platz zum Tische führte, zwischen zwei Freunde Erhardts, Maler, elegante Burschen, — die mich, da wir am Ende der Tafel saßen, keine Damen im Umkreis, in ein anstößiges Gespräch verwickelten. Ich war sehr verstimmt, gallig und aufgebracht und zog sehr heftig und mit allerhand verbissenen Ausfällen los gegen das schöne Geschlecht, was die Herren zu amüsieren schien. Ich sah absichtlich nicht nach der Stelle, wo ich die Haustochter an Mofrels Seite wußte. Auch die andern Mädchen sah ich nicht an, empfand vielmehr alle Anwesenden als meine Feinde. Ich blieb nach der Tafel mit den jungen Leuten im Rauchzimmer und versprach dann, ihnen zum Spieltisch zu folgen, wenn sie eine nette kleine Partie arrangiert hätten. Ich ging wieder allein langsam durch die

Säle. Da sah ich Suzanne bei einem Kamin sitzen, beleuchtet vom Schein künstlich erhellter Holzscheite, zwischen Erhardt und Mofrel. Sie saß mit dem Rücken zu mir, aber des Malers Auge traf mich. Ihn genauer zu betrachten, blieb ich stehen, an eine Kommode gelehnt, als wäre ich vertieft in das Bild des rosigen Mädchens beim Kamin, das ich haßte. Immerhin, wenn alle andern Hoffnungen zunichte sind, dachte ich, muß ich Dubrowsky berichten, wie der große Meister aussieht. Doch konnte ich ihn nicht ansehen, denn lange war sein Blick auf mich geheftet, dann endlich sprach er zu Erhardt; gerade wollte ich mich entfernen, da trat Erhardt auf mich zu:

„Wohin mein lieber Müller?"

„Ich wollte mich empfehlen," sagte ich rasch, „ich habe noch eine Verabredung heute abend."

Erhardt tauschte mit Mofrel einen Blick, dann stellte er uns vor. „Der Meister hat mich gerade gebeten — —"

„Ich wollte Sie bitten," unterbrach er in gebrochenem Deutsch, „mir zwei Sitzungen zu halten für einen Brutuskopf," und dann fügte er noch hinzu, „bitte mir nicht übelzunehmen, aber Sie wären so ein gutes Modell."

Ich stand still, wußte nicht, was sagen, betäubt von der steilen Welle meines plötzlich geweckten Selbstbewußtseins, da wandte Suzanne, die während des Gesprochenen abwesend in die erleuchteten Scheite gesehen hatte, langsam den Kopf, ließ einen aufmerksam ruhigen Blick über mich gleiten und sagte, als sie wiederum wegsah, zu ihrem Bruder:

„Fordere doch deinen Freund auf, uns öfter zu besuchen."

Ich versprach Mofrel eine Sitzung, Erhardt meinen Besuch für die kommende Woche. Rasch, als könnte man mir Gewonnenes wieder entreißen, empfahl ich mich, ohne die Verabredung im Spielzimmer einzuhalten.

Ich ging sofort zu Valerie. Pfeifend schritt ich durch die Stra-

ßen. Ihre Fenster waren beleuchtet, der Vorhang des einen etwas zurückgeschoben: sie war allein.

Sie lag auf dem Diwan als ich eintrat, ein nasses Tuch über der Stirn. Sie erschrak über mein Kommen, dachte, es müsse etwas geschehen sein, denn es war noch sehr zeitig, im übrigen hatte sie mich heute überhaupt nicht mehr erwartet. Sie hatte Kopfschmerzen gehabt, sah müde und verfallen aus, als ob sie geweint hätte. Doch lächelte sie mir, als ich sie beruhigt hatte, freundlich zu und schickte sich an, Tee zu bereiten.

„Nun, wie war's," fragte sie und hantierte mit Kanne und Tassen.

„Mäßig," erwiderte ich und erzwang ein Gähnen.

„Hat man dir zu wenig den Hof gemacht?" Sie kam zu mir und streichelte mit dieser mütterlichen Gebärde, die ihr eigen war, meine Haare.

„Ach," meinte ich tiefsinnig, „viel Menschen verderben die beste Gesellschaft."

Dann erst, als ich Zucker und Rum in meine Tasse getan und daran genippt hatte, erzählte ich beiläufig, „Mofrel war da, du weißt, der französische Maler. So ziemlich der erste heute. Er bat mich dringendst, ihm zu sitzen. Du verstehst — er ist der Hausgott der Familie — ich konnte nicht gut nein sagen."

„Ach." Sie hatte neben der Zärtlichkeit auch immer etwas Spott in der Stimme, wenn sie zu mir sprach. Was mich empörte und weshalb ich schonungslos fortfuhr:

„Suzanne, das ist die Tochter des Hauses, forderte mich dringlichst auf, sie so oft als möglich zu besuchen. Na," ich gähnte wieder, „ich werde mich nicht beeilen. Sie ist mir nicht allzu sympathisch, diese junge Dame."

Valerie lutschte wie immer Konfekt. Sie benutzte diese Kaumuskeltätigkeit gern zu geringschätzigen Grimassen.

„Ach, hat sie jetzt wohl gerade keinen Beau in ihrem Salon."
Ich war gekränkt, weil ihr meine Erfolge nicht imponierten.
„Iß nicht so viel Konfekt," sagte ich. „Es verdirbt dir die Zähne und macht dich zu üppig. Man muß sich beherrschen können."
„Nicht jeder," sie kam wieder zu mir. „Du zum Beispiel darfst deinem Ärger ungestraft Luft machen. Mir gegenüber wenigstens." Sie lachte ein unangenehmes, überlegen tuendes Lachen, das ich an ihr nicht mochte und küßte meine Stirne.
Ich ging bald.
Wenn Valerie damals ihre wirklich dummen Bemerkungen unterlassen hätte, wäre ich an jenem Abend mit einem sehr angenehmen Gefühle eingeschlafen.

II

Das erste, was ich am nächsten Morgen tat, war, daß ich meinem Schneider einen Besuch abstattete und ihn gegen Sicherstellung meines Mobiliars aufforderte, mir einen Smoking und zwei Sakkoanzüge nach neuestem Schnitt aus feinstem englischen Tuche zu arbeiten. Dann suchte ich Hemden, Krawatten, Strümpfe, eine Reitpeitsche — ich hatte enormes Glück im Spiel in jenen Tagen, schade, daß ich selbst wenige Wochen zuvor die Sätze zu niedrig beantragt hatte.

Wenige Tage darauf traf ich Erhardt auf der Straße. Ich überflog seine Figur mit raschem Blick, ehe ich grüßte und — ich war bedeutend besser gekleidet als er. Was verursachte wohl, daß er, ganz anders als das erstemal, mir liebenswürdig entgegenkam? Jedenfalls hatte ich in seinem Hause günstigen Eindruck hinterlassen. Er sprach mich an, der ich an ihm vorbeischreiten wollte, fragte mich um meine etwaigen dringlichen Beschäftigungen für die nächste Stunde und als ich solche verneinte, um mein Stammcafé. Ich nannte sofort das Imperial, obwohl ich nur zweimal dortgewesen war, aber beidemale mit Valerie, die bei den Kellnern wohlbekannt war und in hohem Ansehen stand. Auch begrüßten diese mich sogleich sehr höflich und schoben einen rasch mit grünem Tuche bespannten Tisch aus dem Spielzimmer in das stark überfüllte Lokal. Wir bestellten auf meine Anregung hin Mazagrin und sogen vergnügt an den langen Strohhalmen. Ich hatte meinem Getränk auch etwas Kognak beigemischt, rauchte eine feine ägyptische Zigarette und fühlte mich sehr wohl und jedem Gespräche mit Erhardt gewachsen.

„Hören Sie," meinte dieser nach flüchtiger Unterhaltung über Beiläufiges, „sind Sie mir böse, wenn ich Ihnen gestehe, daß Ihnen zuzusehen, mir in nächster Zeit großes Vergnügen machen wird?"

Ich verstand nicht gleich und erwiderte daher bedächtig: „Ich

werde über nichts böse sein, was mir Gelegenheit gibt, Sie oftmals zu sehen — — —"

„Sie sind freundlich, aber Sie haben mich mißverstanden. Ich meinte, es wird mir Vergnügen machen, völlig unbeteiligt zuzuschauen, was für verwunderlichen Aufschwung Ihr Leben in den nächsten Zeiten machen wird. Ich habe so gewisse Theorien, die ich mir, weniger aus Beobachtung, als aus abstrakten Folgerungen ableite. Es ist mir daher von unschätzbarem Werte, diese dann im Leben auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Zum Beispiel glaube ich fest an meine Fähigkeit, einem Menschen, den ich einmal gesehen habe, sagen zu können, ob sein Leben eine aufsteigende oder abwärts sich biegende Linie hat. Und ohne allzugroße Mühe aus der doppelten Verlängerung dieser Linie einige Punkte in seiner Zukunft und Vergangenheit angeben zu können."

Ich gehöre zu den Menschen, die bei Wahrsagerinnen, Kartenaufschlägerinnen etc. einen angenehmen unwiderstehlichen Kitzel empfinden. Ich habe es gern, wenn man mir aus Hand oder Schrift Charakter deutet, obwohl ich dabei gleichzeitig Angst und Scheu empfinde. Ich hatte bei Erhardts Worten eine ähnliche Empfindung und fragte aus dieser heraus:

„Darf ich wissen, woraus Sie meine aufsteigende Linie entnehmen?"

Er erwiderte nichts, blickte aber in unzweideutiger Weise an meiner neuen Gewandung entlang, nach kurzem Aufenthalt bei der guten Imitationsperle in der Krawatte. Ich wiederholte meine Frage nicht und bat um die Punkte, die er aus meiner Vergangenheit erkannt zu haben glaubte.

Er räusperte sich, zögerte und blickte dann, während er sprach, mit einer sonderbaren Starrheit in mein Gesicht. „Vielleicht passierte es Ihnen während der ersten Tage, die Sie zur Schule gingen, daß Sie etwas sehr Dummes taten oder sagten, worüber alle lachten —, Sie müssen nicht erschrecken, es war bloß ein

Zufall, wenn ich es so genau erraten habe, es hätte Ihnen ebenso gut daheim passiert sein können, wenn größere Gesellschaft versammelt war, oder bei einer Kinderjause, zu der Sie geladen waren. Wichtig ist nur, daß es eine Dummheit war, für die Sie gar nichts konnten, die Ihnen auch kein Mensch weiter nachtrug — man lachte und neckte Sie nur ein wenig — die Ihnen aber doch für alle Zeit erstens den Zweifel eingab, ob Sie nicht schlechter, d. h. minderwertiger seien als der mindeste Ihrer übrigen Mitmenschen und dann den andern Zweifel: ob nicht fast alle Menschen Ihre Feinde seien. Habe ich recht?"

„Teilweise," erwiderte ich zögernd, sehr unangenehm berührt. „Das Erlebnis, von dem Sie sprechen, ist mir allerdings begegnet. Es war in einer der untersten Realklassen — ich hatte, da ich ein kränkliches Kind war, bis dahin zu Hause bei meiner Mutter gelernt — in der französischen Stunde. Es war ein vornehmes Institut, die meisten Knaben hatten Französinnen daheim, ich aber konnte kaum paar Worte. Ich übersetzte einen kleinen Satz in lächerlicher Weise aus dem Deutschen, ich weiß es sogar noch: bei meinem Fräulein — chez ma mademoiselle sagte ich und alle lachten darüber, die Lehrer, die Buben, mehrere Tage lang lachten sie. Ich hätte in diesen Tagen gerne mit jedem von ihnen getauscht, sogar mit meinem kleinen Nachbarn, der einmal auf der Eisbahn gefallen war und ein Holzbein hatte. — Auch als alle die Sache längst vergessen hatten, wurde ich noch innerlich verlegen, wenn ein Kamerad mich am Heimweg anfprach — — —"

Erhardt hatte mir aufmerksam zugehört. Ich brach ab und hätte mich prügeln mögen. Wozu hatte ich ihm diese alte Geschichte erzählt? Warum sie nicht einfach abgeleugnet und mit ihr all die unsympathischen Charakterdeutungen, die er daraus folgern mochte? Die dumme Geschichte, die mich damals soviel Ärger gekostet hatte, noch einmal aufzuwärmen, anstatt froh zu sein, keinen Menschen mehr im Umkreis zu haben, der sich ihrer entsann.

„Dieses Kindheitserlebnis", fuhr er mit einer gewissen Strenge im Ton fort, „ist der Anfang einer Kette ähnlicher Erlebnisse. Ich will damit nicht sagen, daß Sie mehr Dummheiten getan oder gesagt haben als irgend andere Menschen, oder daß Ihre Dummheiten strenger beurteilt wurden als die anderer. Aber Sie sind, nachdem Sie lange ein sehr verzogenes Kind gewesen waren, heftig unsicher gemacht worden und litten mehr als andere unter dem Urteil Ihrer Mitmenschen. Jede strenge Kritik fand Sie bereit, sich selbst zu verachten, bis mildere Wertung oder Überschätzung Ihnen die Kraft eingab, sich daran emporzurichten, den Zweifler anzuzweifeln oder gar als Ihren Feind anzusehen, und Kritiken, die objektiv schmerzlich gewesen wären, als Ausfluß persönlicher Antipathie aufzufassen. Im Wesentlichen teilen Sie die Menschen in zwei Klassen: in solche, die an Sie glauben, und in solche, die das nicht tun. Aber zu tiefst schätzen Sie diejenigen, die an Ihnen zweifeln, höher ein, als die anderen. In ganz depressiven Stunden gehen Sie sogar so weit, die Kategorien anders zu benennen: solche, die sich von Ihnen blenden lassen, und solche, die das nicht tun. Denn Sie selbst, lieber Freund, haben nur selten so schöne Stunden, in denen Sie sich von sich selber blenden lassen können."

Ich kann gar nicht sagen, wie hart mich seine Worte trafen. Ich litt faktisch physische Schmerzen. Es riß an allen Nerven, hämmerte im Kopf, sauste in den Ohren. Ich war zu tiefst beleidigt, hatte aber — obwohl ich einem Schwindel nahe war — das ganz richtige Gefühl, daß ich meine Beleidigung um keinen Preis zeigen durfte. Ich fragte nur trocken:

„Wenn Sie mich also so gering einschätzen, — woraus entnehmen Sie die aufsteigende Linie meines Lebens?"

Ein sonderbares widerliches Lächeln huschte über sein Gesicht. „Nun sehen Sie doch mal, wie mißtrauisch Sie sind! Muß ich Ihnen wirklich ausdrücklich versichern, daß ich durchaus zu den Leuten gehöre, die sehr fest an Sie glauben und daß ich Ihnen

sehr unrecht geben werde, wenn Sie mich in gedrückter Stimmung dafür verachten werden, daß ich mich von Ihnen habe blenden lassen?"

Ich war dieser falschen Liebenswürdigkeit gegenüber fassungslos. Ich sagte nur:

„Dennoch — wenn Sie mich doch auf jeden Fall für einen Selbstbezweifler halten — können Sie mir doch kaum Erfolgsmöglichkeiten zutrauen?"

Sein Gesicht bekam wieder den durchdringenden Ernst. „Gerade deshalb, lieber Freund. Sie sind so sehr ein Bezweifler Ihres wirklichen Menschen, daß Sie sozusagen gar keinen ernsthaften Gebrauch von ihm machen. Vielmehr statten Sie für Ihre Mitmenschen — figürlich gesprochen — ein Ebenbild von sich aus, einen Popanz, der fast Ihre Züge trägt — mit wenig Retouche."

Streifte er hier meine unterlegten Augen? Ich konnte es nicht mit Bestimmtheit feststellen.

„Diesem Popanz stellen Sie alle Eigenschaften und Fähigkeiten zur Verfügung, von denen Ihr Geist und Ihr Geschmack Kenntnis haben. Und — ein bißchen auch Ihr Gedächtnis aus vieler wohlbehaltener Literatur. Der verhandelt für Sie mit der Umwelt, und hat es, da nicht wirklich vorhanden und betroffen, bedeutend leichter. Sie haben nicht mehr mit ihm gemein, als daß Sie sich manchmal mit ihm über die Dummheit der andern lustig machen."

Das war doch wirklich Unsinn! Ich sagte auch ganz ruhig: „Mein lieber Herr B**, da verlieren Sie sich aber doch etwas im Phantastischen." Er sah mich an, sonderbar gedankenlos und ein wenig düster.

„Glauben Sie?" murmelte er, „nun es mag ja sein."

Ich schwieg, vollständig verwirrt. Ich dachte tausend Dinge, die mir längst entfallen sind. Ich weiß nur das Eine: daß ich Erhardt in dieser Minute geradezu wütend haßte. Ich hatte alle möglichen Rachephantasien. Ich wollte etwas sehr Großes werden

und ihn dann zugrunde richten. Inzwischen hatte er gezahlt und schlug mir vor, seine Schwester vom Theater abzuholen. Ich wäre am liebsten rasch meiner Wege gegangen, doch packte mich ein ganz unklares dunkles Gefühl, als müßte ich, gerade weil er mich so gering hielt, daß er mir selbst diesen Vorschlag machte, ihn durch eben diese Schwester strafen. Ich sprach kein Wort auf dem Weg zum Theater und dachte nur angestrengt darüber nach, was ihn eigentlich veranlaßt haben konnte, mir all dies zu sagen. Natürlich konnte nur Verachtung soweit gehen. Aber wozu, wenn er mich verachtete, schleppte er mich seit Stunden mich sich herum? Warum hatte er mich angepackt, wozu mit mir gesprochen? Bosheit? Das war nicht anzunehmen. Ich hatte ihm nichts getan, war ihm auch in jeder Weise ungefährlich. Ich fühlte, während auch er jetzt schwieg, seinen Blick von der Seite. War ich ihm wirklich nur so eine Art Versuchskaninchen für ein seelisches Experiment? Eine Retorte, in der man Chemikalien mischt und zusieht, wie sie reagieren? Waren solche Späße mit Menschen erlaubt? Oder — ahnte er meine geheimsten Pläne und wollte mich unsicher machen? Mir andeuten, ich sei bereits durchschaut? Gewiß, es wäre unendlich günstig gewesen, den Bruder zum Freunde zu gewinnen. Aber — ich spannte meine Muskeln — auch gegen dich, mein Lieber, werde ich meinen Willen haben.

Das Theater war gerade aus. Wir trafen Suzanne im Foyer, wo sie sich vor einem Spiegel ein Spitzentuch um Kopf und Nacken band.

„Susi," sagte Erhardt, während ich ihr Händchen küßte. „Freund Müller hat versprochen, uns morgen eine seiner Novellen vorzulesen."

Ich war erstaunt, schwieg aber, ihre Antwort abzuwarten. Sie wandte den Blick vom Spiegel ab auf mich, sah mich, genau wie letzthin am Kamin, sehr lange und aufmerksam an und sagte dann:

„Das ist sehr lieb von Ihnen. Und morgen sind wir allein."
Ich empfahl mich. Ich stritt noch Stunden der Nacht allein mit Erhardt. Unmengen Antworten fielen mir ein, die ich ihm hätte geben müssen, blitzende Worte, die ihn und seine falschen Folgerungen hätten in Grund und Boden schmettern müssen. Doch war ich viel unsicherer als beim Weg zum Theater, daß die geplante Rache mir gelingen würde. Es war mir klar, auch Suzanne verachtete mich. Blickt man so gerade einem Mann ins Gesicht? In ihren Kreisen hatte sie dies nicht gelernt, hätte nie gewagt, einen Herrn ihrer Gesellschaft so anzusehen. Ich aber stand außerhalb, tief darunter, mich durfte sie ohne Gefahr so ansehen, prüfend, geradeaus wie einen Diener, den man aufzunehmen die Absicht hat. Ich haßte auch sie.
Als ich am andern Morgen noch sehr verstimmt erwachte, erwog ich ganz ernstlich, ob ich nicht abreisen und Mofrel ein bedauerndes Billet schicken sollte. Meine Rachsucht war gering geworden, war einer dumpfen Verzweiflung gewichen, die aus lauter engen Unannehmlichkeiten keinen Weg ins Freie sah, als vollständigen Verzicht auf sämtliche Ambitionen. Was mir, wie ich mich kannte, innerhalb der Stadt und ihren stets offenstehenden neuen Versuchsmöglichkeiten seelisch undurchführbar war, weshalb ich eben abreisen wollte. Ich sandte Lina, meine alte Aufwärterin, nach dem Koffer auf dem Boden, begann bereits zu packen, hatte Kästen und Schublade geöffnet — da packte mich aufs neue die Wut. Ich hieß der Alten, alle Sachen wieder in Ordnung zu bringen, nahm meinen gestrigen Anzug, schlug die bunte Schleife zur breiten La Vallière und ging zu Mofrel. Ihn schien mein Kommen ersichtlich zu freuen. Er reichte mir Kognak, Zigaretten und Tee, ließ mir aber nicht Zeit, das Angebotene zu genießen, sondern zwang mich nach wenigen kurzen Minuten, in denen er mir seine bedauerlich verfrühte Abreise mitteilte (die ihn auch hinderte, Fräulein B**s Porträt in Angriff zu nehmen) auf ein erhabenes Postament inmitten des weiten hohen

Raumes und während er breite schwarze Kohlenstriche über die gespannte Leinwand riß, sprach er mir von dem erfreulichen Kunstverständnis, das er in österreichischen Familien angetroffen habe. — Plötzlich runzelte er die Brauen, fixierte mich durch zusammengekniffene Lider, und mit einem gewundenen Tuche schlug er das Begonnene wieder herunter. Während er mit ernsterem Gesicht aufs neue begann, sprach er kaum mehr als wenige „Bitte, mehr rechts“ oder „Heben Sie das Kinn“. Nach einer halben Stunde sagte er „Rasten Sie ein wenig“. Ich stieg von meinem Postament, trat hinter ihn und besah das Geschaffene: einen unangenehmen jungen Mann mit widerlichen dummen Gesichtszügen. Ich war gekränkt, wagte aber kein Wort. Auch schien Mofrel selbst über sein Werk ärgerlich zu sein. Er sprach nichts, spitzte nur an seinen Kohlen und quetschte Farben auf die Palette. Nach einer Weile, kurz: „Bitte“. Ich setzte mich wieder, dringlichst bemüht, den Ausdruck meines Gesichtes dem der begonnenen Zeichnung möglichst unähnlich zu machen. Ich war zwar überzeugt, daß dies gelang, doch beunruhigte mich tief der nun fast zornige Ausdruck in Mofrels Augen. „Es geschieht mir recht,“ dachte ich, „ganz recht, warum bin ich nicht weggefahren und habe diese ganze Gesellschaft, die sichtlich unter einer Decke steckt, verlassen. Wie konnte ich annehmen, daß Mofrels Anerkennung meines hübschen Gesichtes irgend etwas verbessern könnte! Das Gesicht ist nun einmal der Ausdruck der Seele und von der weiß ich nur zu gut, daß sie genau so schäbig und knifflig ist, wie Erhardt sie mir beschrieben hat. Auch Erhardt zweifelt gar nicht daran, daß ich ihm innerlich Recht gebe — — und nun noch dies — —“

Da legte Mofrel entschlossen die Kohle aus der Hand, stand auf und ging zwei- dreimal, Hände auf dem Rücken, im Atelier umher. Dann hatte er scheinbar nicht mühelos ein Lächeln gefunden und brachte es zu mir.

„Mein junger Freund,“ sagte er, „Sie gehören zu den sonder-

barsten Enttäuschungen meines Lebens. Ihr Gesicht schien durchwegs schön, aber ich weiß selbst nicht, wie das möglich ist, beim Durchkonstruieren fallen die Züge auseinander, widersprechen einander, heben sich gegenseitig auf — — — das ist mir noch nie passiert. Nun verzeihen Sie, wenn ich Sie umsonst bemüht habe. Ja, warum machen Sie denn ein so verzweifeltes Gesicht! Es ist doch für einen Mann nicht im mindesten wichtig, regelmäßige Schönheit zu besitzen. Übrigens wird Ihnen jeder ungeübte Blick solche zugestehen. Nur der Maler entdeckt die Disharmonien und versteckten Fehler. Für Frauen und Mädchen genügt es vollauf, ein solch wundervoller Blender zu sein, wie Sie es sind." — Ich ging von Mofrel gänzlich zerbrochen. Ich rannte planlos durch viele Straßen, und sprach mit mir, ich kann nicht beschwören, ob auch wirklich nur leise.

Was ist das doch für ein sonderbares Zusammentreffen, daß sie mir jetzt alle dasselbe sagen. Es ist ja rein, als hätten sie es untereinander abgemacht, letzthin vielleicht, als sie zu dritt am Kamin saßen. Also ist auch Suzanne im Bunde und meiner harrt noch ein dritter Schlag — eine geschickt angelegte Steigerung, mich vollends und sicher zu zerschmettern? Und was das für ein absurder Blödsinn ist: Ein Blender, den alle durchschauen! Wie dumm sie sind und für wie dumm sie mich gar halten, um mir diese Meinung von mir aufzuzwingen! Welch kindisches Komplott! Und warum dies alles? Fürchten Sie wirklich, daß ich Suzanne zur Ehe mit mir also verleiten könnte? Dann ist sie nicht mit ihnen, dann steht trotz allem dieser Weg mir noch offen —. Kein Zweifel, Mofrel ist eifersüchtig. Als er mich damals bat, ihm zu sitzen, wurde die Kleine auf mich aufmerksam, sah mich lange an und forderte meinen Besuch. Da bedauerte er seine Bitte und verfehlte heute absichtlich mein Porträt. Oder er war ganz einfach nicht in Stimmung, arbeitete schlecht und wollte mir die Schuld für sein Versagen geben. Wie das doch einfach und wahrscheinlich ist! Was für ein Narr ich bin, mich

so zu quälen! Erhardt hat recht, immer überschätze ich die Leute, die an mir zweifeln. Was für eine gräßliche Eigenschaft! Nun, ich werde ihnen heute den versprochenen Besuch machen. Ihnen meine beste Novelle vorlesen, wir werden ja sehen. Beim ersten abfälligen Wort verlasse ich sie für immer. Ich werde einen großen Roman schreiben und sie alle miteinander lächerlich und widerlich machen. Ja, so soll es werden.

Sicher schimpfte ich beim Nachhausekommen furchtbar mit der alten Lina, denn mir ist erinnerlich, unter was für Verwünschungen ich später allein meine Sachen zum Umkleiden zusammensuchen mußte. Lina läuft nämlich immer, wenn sie ungerechterweise gescholten wird, davon, um nie mehr wiederzukehren, kommt aber stets noch vor dem nächsten Morgengrauen zurück, um sich laut schimpfend und mich absichtlich damit weckend, ihr Lager in der winzigen Küche zurechtzumachen. Ich stelle sie nie für dieses Wecken und sicher ungebührliche Betragen zur Rede, denn ich wüßte nicht, was ich ohne die treue Seele, die schon seit geraumer Zeit keinen Heller von mir gesehen hat, anfangen sollte, und über diese Unentbehrlichkeit belehrt sie mein Stillschweigen ihrem nächtlichen Lärmen gegenüber. Das ist wohl auch der Grund, weshalb sie mich stört, denn in Wahrheit, obwohl sie immer unfreundlich zu mir ist, vergöttert sie mich und verwöhnt mich, wo sie kann. Damals mochte sie schon durch die Möglichkeit einer Abreise gereizt gewesen sein und lief schneller als sonst davon, mich im Kampf mit der Unordnung in meinen Schubkästen zurücklassend.

Schließlich fand ich doch den Novellenband, den ich suchte. Es war der erste, den ich herausgegeben hatte, mit siebzehn Jahren, und er enthält meine besten Sachen bis zum heutigen Tage. Ich schrieb damals noch in der Schule an verschiedene illustrierte Zeitschriften und verdiente damit ein bißchen Taschengeld, für Ausflüge mit einem hübschen blonden Mädchen. Es wurde mir schon damals unendlich leicht zu schreiben; ich begreife heute

noch nicht, warum nicht alle Leute damit ihr Brot verdienen, denen gewinnbringendere Berufe nicht offen stehen. Nehme ich irgendein Blatt in die Hand — bis auf ganz ganz weniges — das meiste was die Zeitungen bringen, kann ich auch. So hatte ich bereits einige kleinere Skizzen veröffentlicht, da schrieb mir ein Verlag, — er ist seither zugrunde gegangen, — er habe mehrere dieser Novellen gelesen, er wolle gern ein gesammeltes Bändchen herausgeben. Das war der schönste Tag meines Lebens. Ich hatte mich bis dahin meiner Schreibereien wegen vor meinen Kameraden geschämt, hatte die Identität mit dem Verfasser abgeleugnet, — plötzlich war ich stolz darauf, wünschte, daß möglichst bald alle, Lehrer und Kollegen wüßten, welches Talent ich sei und daß ich auch gedruckt wurde. Ich schenkte dem Direktor ein Exemplar und ein anderes machte bei den übrigen die Runde. Oh, wie wurde mir damals der Hof gemacht, wie suchten alle Kameraden mit mir zu verkehren, mich bei sich zu sehen, besuchen zu dürfen. Sie waren aber auch wirklich gut, diese Skizzen, auch als ich sie nach ihrer Wirkung auf Suzanne hin prüfte, schienen sie mir gut, erstaunlich besonders für einen Knaben. Nein, sie enthielten gar nichts siebzehnjähriges. Sie waren rund und geschlossen, fließend gefällig geschrieben, ohne Überschwang, Pathos oder Sentimentalität. Ich würde sie heute genau so schreiben.

Ich wählte eine sehr feine, besonders sorgsam ausgearbeitete Liebesgeschichte, einfache Fabel mit wenig Handlung, sorgfältiger Seelenanalyse und einer wirkungsvollen Szene gegen Ende Ich übte laut, sie zu lesen, sprach manche, besonders fein gelungene Stellen mehrere Male, um ja nicht durch falsche Betonung die zarten Satzgebilde zu zerbrechen. Ich besitze ein gutes weiches Organ und übte ein machtvolles Anschwellen, ein gefühlvolles Tremolo an Stellen, die dies erforderten. Erst als die Uhr fünf zeigte, ließ ich ab und begab mich auf den Weg.

Die Geschwister, sowie Frau B** erwarteten mich in jenem

Zimmer, wo der Kamin stand, doch waren die Holzscheite diesmal nicht erleuchtet. Dagegen war ein kleines Tischchen für vier Personen gedeckt und ehe man mich zu lesen nötigte, hatten wir einen sehr netten gemütlichen Tee, bei dem ich auch erfuhr, daß Mofrel durch Billet Abschied genommen hatte und vermutlich bereits abgereist sei, was mir gute Stimmung und viel Ruhe wiedergab. Doch verlor ich letztere sogleich, als ich zu lesen begann. Meine Stimme klang schwach, fadendünn, zitterte, ehe die Erzählung ein gefühlvolles Tremolo erforderte und drohte umzuschlagen. Meine Finger, die die Seiten blätterten, verrieten äußerste Nervosität — da fand ich in meiner Not etwas Glänzendes. Ich las mehr noch als durch Zwang stockend, unsicher, schüchtern, brach schließlich ab und legte das Buch aus der Hand.

„Verzeihung," sagte ich sehr niedergeschlagen und verlegen lächelnd, „ich habe noch nie meine eigenen Sachen gelesen. Ich wußte nicht, daß ich das gar nicht kann."

Die Wirkung war erstaunlich. Erhardt sah mich mit einem ganz neuen ernsthaften Blick an, in Suzannes aufmerksam prüfendes Gesicht kam ein warmer Zug und die Mutter — die Mutter war geradezu gerührt!

„Das gefällt mir, das gefällt mir von Ihnen, Herr Müller! Ich denke mir immer, den Leuten, die ihre eigenen Verse oder Novellen mit so viel richtigem Pathos vortragen, kann es nicht recht ernst darum gewesen sein. Machen Sie sich nichts daraus, es ist nur ein gutes Zeichen, daß Sie Ihre eigenen Sachen nicht vortragen können."

Und sie blieb mir für den Rest des Nachmittags, der mit Kunst- und Literaturgesprächen verging, huldvollst gewogen, forderte mich auch ganz unbedingt auf, am andern Tage zu gleicher Stunde wiederzukommen, sie werde bis dahin mein Büchlein gelesen haben und hoffe, mit mir darüber zu sprechen. Während sie dies sagte, hielt sie meine Hand und sah mich geradezu zärt-

lich an. Kein Zweifel: seit dem Ausbruch meiner Schüchternheit hielt sie mich für einen stillen begabten Jungen, der Mitleid und Aufmunterung verdiente. Wenn sie meine geheimen Gedanken geahnt hätte! Dasselbe Betragen bezeigte sie am nächsten Tag, als mehrere Leute beim Tee waren und sie mich sogleich, als abserviert worden war, in eine Ecke zog und in ein Gespräch über mein Buch verstrickte. Sie war fast zu Tränen gerührt, als sie erfuhr, daß ich es mit siebzehn Jahren geschrieben hatte. Das sei doch zu reizend und ich solle ja morgen wiederkommen und ich kam am nächsten Tag und am nächstnächsten Tag und nach Ablauf einer Woche war es selbstverständlich und bedurfte keiner neuen Aufforderung, daß ich täglich zum Tee in B**s Salon erschien, gleichgültig ob Leute da waren oder nicht. Bald kannten mich alle Gäste des Hauses, ich gehörte fast zur Familie.

III

Ich war anfangs ungemein stolz, freute mich meiner Erfolge und mied meine einstigen Bekannten, weil mir, mit ihnen gesehen zu werden, vor meinen neuen Bekannten schädlich sein konnte. Ich wiederholte mir daheim die guten Einfälle, die ich in Gesellschaft gehabt hatte, und präparierte neue amüsante Wendungen für den nächsten Tag. Doch war ich, als Frau B**s schüchternes Schutzkind, gezwungen, auf elegantes Glänzen zu verzichten, und alles ganz zaghaft, wie um Vergebung bittend, vorzubringen. Ferner hielten mich Erhardts Beobachtungen im Banne. Er sah mit Vergnügen dem Aufschwung meines Lebens zu — nun, dieses Vergnügen störte mich irgendwie, war mir lästig, verursachte tausend Hemmungen. Und für Suzanne war und blieb ich der Beau des Salons. Ja, ich konnte nicht daran zweifeln, daß ich für dieses verwöhnte junge Mädchen nichts mehr war als etwa ein teurer rassiger Hund, den man vor Gästen zeigt, Künste machen läßt und weiter nicht beachtet, wenn dies zu langweilen beginnt. Es konnte mir nicht entgehen, daß sie mich ganz anders behandelte, als alle die Millionärssöhne, Offiziere, Rennstallbesitzer und was sonst ihre Salons an eleganten jungen Leuten füllen mochte. Sie war immer gleichmäßig liebenswürdig und freundlich mir gegenüber, freundlicher als gegen die anderen, aber — sie kokettierte nicht mit mir. Sie lobte mich geradeaus, wenn mein Aussehen, der Schwung meiner Krawatte, ein witziger Einfall ihr gefallen hatten, und meldete mir ebenso ihren Unwillen, wenn ich diesen erregt hatte. Gegen alle übrigen aber, sogar gegen den weißhaarigen Baron M., war sie kokett, schmeichelte übertrieben, tat ernsthaft, bewegt, gleichgültig, eifersüchtig, schmollte — kurz kokettierte mit allen, wollte alle bezaubern, erobern — nur mich nicht. Ich wußte das bald als schlechtes Zeichen zu erfassen und verzweifelte darüber. Ich blieb für sie eine Art angenehmer Untergebener, von dem

geliebt werden zu wollen, ihr gar nicht einfallen konnte. Dazu kam noch ein anderes, fast noch schlimmeres Symptom: Sie war öfters mit mir allein als mit den andern, trennte sich mit mir von der Gesellschaft in eine Ecke des Salons oder eine stille Laube des Gartens. Dafür hatte Erhardt eine sonderbar protegierende Geste, die mich zum harmlosen guten Kerl stempeln sollte und ihren Zweck auch voll erreichte. Denn Suzanne zog sich nur darum mit mir zurück, um über alles mögliche mit mir zu sprechen, worüber zu sprechen ihre Erziehung ihr eigentlich verbieten hätte müssen, über Dinge, die sie gar nicht hätte wissen dürfen, über Klatschgeschichten, die ihr nicht hätten zu Ohren kommen, über Bücher, die sie nicht hätte gelesen haben dürfen, kurz, über alles, was ihr kleines Mädchenherz beschäftigte und beunruhigte. Sie fragte mich, so wie sie mich ansah, geradeheraus und ohne Scheu. Auch die kleinen höchst unschuldigen Intrigen, die sie unter ihren Bewunderern anzettelte, der Langeweile ihrer Tage zu entgehen, berichtete sie mir, fragte mich um Rat, wie sie den Baron K. eifersüchtig machen, den Präsidenten S. wiederum versöhnen könne. Oh, ich wußte sehr wohl, es geschah nicht aus Vertrauen, sondern aus Verachtung. Ich war niemand, folglich konnte man sich mir gegenüber nichts vergeben. Ich litt Qualen bei diesen Gesprächen, aber ich hätte nie gewagt, sie abzuschlagen oder Suzanne zur Rede zu stellen, denn sonst wäre ich ja Gefahr gelaufen, ihr überflüssig zu werden, vielleicht auch, aus Angst vor Tratschereien, unbequem. Ich ließ mich also ganz nach ihren Launen gebrauchen und wegstellen und wußte nicht mehr recht, was mich eigentlich zwang, dies Betragen und seine Erniedrigung zu dulden, meine ursprünglichen Ambitionen, meine Rachephantasien oder eine junge Verliebtheit. Ich entschied mich für das letztere, eines Tages, als Valerie mir dieses Gefühl vorwarf und sichtbarlich darunter litt. Gleichzeitig faßte ich einen Plan.

Entscheidende Zustände mußten geschaffen werden. Meine un-

terwürfige Stellung begann bereits zu inveterieren, — noch ein kleines Weilchen, und daß ich heißere Gefühle habe, mußte grotesk wirken. Auch war Suzanne achtzehn Jahre, schön und leicht begeistert. Glänzende junge Leute verkehrten in großer Zahl im Hause. Bald würde sie einen von ihnen gewählt haben und dabei nicht mit dem Schatten eines Gedankens mich streifen. Dann war ohnedies alles verloren, denn ich verzichtete gerne darauf, im Hause ihres Gatten eine ähnliche Rolle zu spielen wie in dem ihrer Eltern.

Ich schrieb eines Nachts einen langen leidenschaftlichen Brief an sie und warf ihn am Morgen in den Kasten. Sie mußte ihn um vier Uhr bekommen, eine Stunde vor meinem Besuch. Sie konnte sich also sofort vom Diener verleugnen lassen oder mir gleich beim Kommen die Türe weisen. Sie konnte mir mit eiskaltem Blick die Distanz weisen, die ich vergessen hatte, konnte mit zornigem Wort mir mein Vergehen vorhalten. Ich erschien zur gewöhnlichen Stunde und — fand alles unverändert. Erhardts distanzierte Liebenswürdigkeit, der Mutter mitleidige Zärtlichkeit, und Suzanne streckte mir, als wäre nicht das mindeste geschehen, freundlich ihre Hand zum Kuß und sah mich einfach und gerade an. Ich muß gestehen, obwohl es mich beschämt: ich war überwältigt vor Glück, sofort bereit, diesen Mangel jeglichen Vorwurfs als denkbar günstiges Zeichen für meine Werbung anzunehmen. Doch tat ich nichts dergleichen. Ich versuchte auf ihrer Höhe zu sein, ließ keine Muskel meines Gesichtes mich verraten. Ich hatte das köstliche Gefühl eines gemeinsamen Geheimnisses, fühlte mich gehoben und den andern Anwesenden meines guten Briefgedankens wegen weit überlegen. Ich fühlte meine Begabung als Liebhaber und Literat — wie gut hatte ich den Ton devoter Leidenschaft getroffen! Mit wieviel Zartheit die Kühnheit maskiert! Ich hatte richtig erfaßt, daß Suzanne ein Mädchen von gutem Geschmacke war und vielleicht auch ein wenig romantisch. Doch ich ließ meine Freude nicht merken.

Sogar tat ich kühler gegen sie als sonst. Eine Cousine von Susi war da, ein hübsches Blondinchen, ich machte ihr den Hof. In meiner überreizten Erregtheit fielen mir mehr als sonst witzige Bemerkungen ein, die ergötzten. Kurz ich tat, wie Susi tat — als wäre nichts geschehen, nie ein Brief geschrieben worden. Doch schrieb ich am selben Abend einen zweiten. Ich strafte mein heiteres Betragen Lügen, gestand meine Verzweiflung. Doch zum Tee erschien ich aufgeräumt, in bester Laune. Sogar als wir für eine halbe Stunde allein waren, tat ich des Geschriebenen keinerlei Erwähnung, sprach vielmehr von gänzlich abseits liegenden dritten Dingen; und schrieb beim Nachhausekommen wieder, wie elend mich all dies mache und wie grenzenlos ich sie vergöttere.

Zwei Wochen lang trieb ich dieses doppelte Spiel. War nachts ein verzweifelt Liebender und tagsüber ein amüsanter Gesellschafter. Gab ihr die täglich wiederholte doppelte Probe meiner Leidenschaft und meiner Beherrschtheit. Ich rieb mich vollständig auf dabei; denn bereits nach acht Tagen hatte ich mich in eine wirkliche Liebe hineingeschrieben, die sich von meinem verletzten Stolz, von meinem Trotz nährte und die sehr wehe tat. Während sie dabei gedieh, in ihrer Eitelkeit unendlich geschmeichelt, mit jedem Tage strahlender wurde, glänzende Augen bekam und ein selbstsicheres Lächeln, das jedermann bezauberte. Ich begriff nun sehr wohl, daß sie nichts tat, um den Zustand zu ändern, keine Erwähnungen machte, keine Erklärungen von mir forderte. Sie war unsagbar glücklich, sich so umschmeicheln, mit Liebe, Zärtlichkeit und Verzweiflung umgeben zu lassen und dabei nicht die mindeste Gefahr zu laufen. Es muß himmlisch für sie gewesen sein. Ich aber konnte nicht weiter. Ich hatte in den letzten Monaten keine Zeile geschrieben, keinen Pfennig verdient. Nicht gespielt aus Rücksicht auf meine gesellschaftliche Reputation. Meine Möbel waren gepfändet, mehrere weggetragen, auf den übrigen klebten die weißen Zettel, Andenken an den Gerichts-

vollzieher. Lina schimpfte, wann immer sie meiner ansichtig wurde, über die vornehme Gesellschaft, die den Armen nur ausnütze, seine Zeit stehle und nie dafür sorgen würde, daß er satt werde. Am schlimmsten aber waren Valeriens spöttisch besorgte Blicke. Ich bin ein Engel, weil ich sie in diesen Tagen nicht geschlagen habe.

Da tauchte auch ein junger Diplomat bei Suzanne auf, ein Hofratssohn mit glänzenden Carrièreaussichten. Ich hatte einen besorgten Mutterblick von Frau B** aufgefangen, als er mit der Tochter im Garten spazierenging. An diesem Abend war ich ehrlich verzweifelt und schrieb zum erstenmal keinen Brief an Suzanne.

Ich fand sie am andern Tag allein, mißmutig, verstimmt. Ich fragte sehr kühl, ob sie sich nicht wohl fühle, sich geärgert oder mit jemand gezankt habe. Sie verneinte alles heftig, ohne mich anzusehen und setzte sich, als der Diplomat erschien, sofort mit ihm ans Klavier. Ich ging bald und trieb mich lange in Straßen fremder Stadtbezirke umher, unglücklich, zerschlagen, mit einem sehr wunden Herzen. Das Briefeschreiben hatte ich endgültig aufgegeben.

Tags darauf war Suzanne direkt ausfallend. Wäre nicht meine wochenlang geübte starre Maske gewesen, meine zwingend gleichmütige Ruhe, die ich im Gespräch mit ihr an den Tag legte, wir hätten uns zweifelsohne heftig gestritten. So blieb es bei gehässigen, bewußt schmerzenden Angriffen ihrerseits, die an mir äußerlich abglitten, sich aber desto tiefer in mein Herz fraßen. Sie erniedrigte mich sogar durch ihren Spott vor allen Anwesenden, so daß Frau B** sie ernsthaft ermahnte und die andern ein peinlich berührtes Schweigen hatten. Sie aber lachte nur, trat zum Fenster, schnitt die letzte Kamelie vom Stock, den ich ihr zum Geburtstage geschenkt hatte, und steckte sie dem Diplomaten ins Knopfloch. Mich würdigte sie überhaupt keines Wortes mehr.

In dieser Nacht weinte ich in meine Kissen, schwor, allen Plänen zu entsagen und Suzanne auf immer zu verlassen. Es fiel mir schwerer als ich geglaubt hatte, aber ich hielt mich gut, sagte ihr ganz gefaßt und mit ungewohnter Fremdheit im Ton, daß ich mich mit großen Gedanken an eine Arbeit trage und mich für die nächste Zeit von aller Gesellschaft zurückziehe.

„Wir sind wohl auf die Dauer nichts für Euch Dichter?" fragte sie mit sehr viel Spott.

„Nein," erwiderte ich ruhig, „und wir tun am besten, Eure Kreise nicht zu berühren. Mehr als berühren können wir sie ja doch nicht."

Damit stand ich auf. Das war im Garten und ich hielt meinen Hut in der Hand. Ich sah in Suzannes böses, abweisendes Gesicht. Sie ließ ihren Blick abgleiten, als sie dem meinen begegnete und sah in die Bäume.

„Nun, so gehen Sie," sagte sie, ganz so wie einst Valerie, am Abend vor meinem ersten Besuch in diesem Hause. Aber viel zorniger und strenger klang es von ihren Lippen und ich dachte auch gar nicht weiter über ein pathetisch abschließendes Wort nach oder über den Eindruck, den ich hinterließ. Ich setzte rasch meinen Hut auf und ging nach kurzer Verbeugung.

Am andern Tage zur Teestunde blieb ich zum erstenmal seit Monaten zu Hause, lag, sehr unordentlich gekleidet auf meinem noch offenen Bett inmitten meines halb ausgeräumten Zimmers, trostlos, nüchtern, zerschmettert. Was sollte ich anfangen; ich hatte keinen Pfennig Geld und mein hungriger Kadaver triumphierte über meine seelische Erstorbenheit. Schreiben? Sterben?

Da klopfte es und man ermesse mein Erstaunen — Suzanne trat ein, hochrot, tief atmend von den vier Treppen, sah kurz in dem entsetzlichen Zimmer umher, fand mich erschrocken, im Bette aufgerichtet, sprachlos, bemüht den offenen Kragen zu schließen, Hemdärmel herabzukrempeln und schließlich irgend etwas Blödes stammelnd von „gänzlich unerwarteter Ehre" und „was mir das

Vergnügen verschaffe". Sie räusperte sich und setzte mehreremal mit dem Stimmchen an und brachte schließlich, während sie den einzigen Stuhl, der zurückgeblieben war, einnahm, hervor, sie sei gekommen, mir ihre Verlobung mit Alexander — das war der Diplomat — mitzuteilen.

„So," sagte ich über die Schulter, denn ich vollendete vor dem Spiegel meine Toilette mit Kamm und Bürste, „nun, da kann ich Ihnen aufs herzlichste gratulieren. Das ist ein reizender Mensch. Ich freue mich, daß Sie ihn und keinen andern gewählt haben."

„So, Sie freuen sich," sprach sie gedehnt in einer affektierten Weise, die ich zwar an ihr kannte, die sie aber sonst mir gegenüber nie an den Tag gelegt hatte, „nun, es freut mich, daß Sie sich freuen, d. h. es freut mich in Ihrem Interesse, es ist gut für Sie, denn mir kann's ja schließlich gleich sein, wie Sie es auffassen."

Ich beschäftigte mich absichtlich lange vor dem Spiegel, denn ich fand meine Fassung nicht. War das nicht zu sonderbar, zu märchenhaft, nicht zu viel für mich? Schließlich wandte ich mich ihr aber doch zu. Sie saß da, inmitten meiner Armlichkeit, in ihrem feinen hellen Kleidchen wie eine verirrte Prinzessin.

„Es ist reizend, daß Sie selber kommen, mir die Mitteilung von ihrem Glück zu machen," sagte ich, „aber bitte, liebes Fräulein, halten Sie sich nicht länger auf in diesem Milieu, das für Sie nicht paßt, und bedenken Sie — — —"

„Daß ich mich kompromittiere? Nein, ich bedenke gar nichts, will nichts bedenken! Bedenken Sie lieber, daß Sie es sind, der mich so weit gebracht hat! — Warum sehen Sie mich an, als ob ich von Sinnen wäre? Haben Sie denn wirklich alles vergessen, was Sie mir geschrieben haben, Sie Unmensch? Oder war es denn wirklich niemals wahr?" Sie kämpfte sichtlich mit Tränen, vermochte nicht mich anzusehen und fuhr, ehe ich erwidern konnte, fort: „Oder waren das gar nicht Sie, der mir ge-

schrieben hat? Sie taten ja so nie, als ob Sie davon wüßten, und es gibt viele Müller in der Stadt. Vielleicht war's ein anderer, der mir geschrieben hat?"

„O nein, Fräulein," sagte ich lächelnd, „das war wohl ich, derselbe Müller." Ich wollte es ihr keineswegs leicht machen. Nie hat mir etwas in der Welt so unendlich wohlgetan als ihr zuckendes gequältes Gesichtchen. Ich gedachte aller Schmach, die ich je erlitten. An Erhardt dachte ich und an Frank Dubrowsky und auch an die Kinder, die in der Schule über mich gelacht hatten und sog mich fest an dem Anblick dieses zitternden feinen Geschöpfes und an seinem verzweifelten Kampf und sog neues Leben und Zuversicht gierig in alle Poren. Nochmals wiederholte ich „derselbe Müller."

„So", knirschte sie mühsam und kramte den Inhalt Ihres Täschchens auf den Tisch aus, „so, da haben Sie sie wieder, alle Ihre verlogenen abscheulichen Briefe. Zählen Sie sie doch bitte nach, ob keiner fehlt, ja? Sie können sie ja wohl noch brauchen für ein ähnliches perfides Experiment. Sie machen vermutlich öfters solche kleine Experimente mit jungen Mädchenherzen. Das muß ein reizender Zeitvertreib sein — für Ihresgleichen. Und dann rasch an den Schreibtisch und das Erlebnis festgehalten — nicht wahr?"

Ich weiß nicht genau, was dann geschah, nicht, was ich ihr antwortete. Sicher ist nur, daß ich ihr, wie sehr mich ihr Betragen in der letzten Zeit erniedrigt hatte, nicht gestand und daß wir uns doch zehn Minuten später in den Armen lagen. Sie schwor mir, der dies mit keinem Wort verlangte, am selben Abend noch ihre Verlobung aufzuheben und ihren Eltern mitzuteilen, daß sie mich und keinen andern zum Gatten wollte.

„Und wie schrecklich du wohnst, du Armer," rief sie und noch liefen Tränen über ihre Wangen, „das ist schändlich, unwürdig. Und uns gegenüber hast du nie ein Wort von deiner Armut verlauten lassen, du Stolzer! Vielleicht hast du gehungert, um

bei uns tadellos gekleidet erscheinen zu können. Wie ich dich liebe!"

Ich schlief nicht in der Nacht vor Glück. Ich warf mich mit Polstern und Decken, warf Polster und Decken fort, riß die Fenster auf, machte Licht in der Stube und spielte mir Wort für Wort die Szene vor, die ich am Nachmittag erlebt hatte. Ich war so maßlos, so unbeschreiblich glücklich — doch nicht darüber, daß sie in meinen Armen gelegen hatte. Es fiel mir sogar auf, daß ich darüber gar nicht glücklich war, ja fast gar nicht daran dachte. Ich dachte vielmehr immerzu nur an die Minuten, in denen sie, mit zuckendem Gesichtchen den Kampf gegen den dreifachen Stolz der Unschuld, der Schönheit und des Reichtums gekämpft hatte. Wie reizend war sie nicht in diesen Momenten gewesen, welche Wonnen empfand ich beim Erinnern an das feine lichtseidene Geschöpf, das um meinetwillen die Qualen der Erniedrigung gelitten hatte. Wie schön, daß diese ganze erquickende Szene ihres Leides und ihres Liebesgeständnisses hier gespielt hatte, in diesem elenden Loch, dieser halbleeren Kammer, wo auf allen noch vorhandenen Möbeln die weißen Zettel des Gerichtsvollziehers klebten. Sie hatte sie hoffentlich gesehen, trotz der lieben Tränen in den zärtlichen Augen. Und wie ich ausgesehen hatte, wie ein Strolch, offenen Kragen, Hemdärmel aufgekrempelt, zerrauft, verwahrlost — und doch hatte sie erlöst aufgeatmet, als ich meine Arme um sie schlang — und ich habe ihr nicht gesagt, was ich um ihretwillen gelitten hatte, ihr nicht den Trost des Bewußtseins gespendet, mich aus dem gleichen Elend, aus gleicher Erniedrigung gerissen zu haben! — Als ich bemerkte, daß ich nur daran und gar nicht an ihre Küsse dachte, erkannte ich gleichzeitig, daß ich Suzanne gar nicht liebte. Die Erkenntnis war unzweifelhaft. Es war erst Ehrgeiz gewesen, später Trotz. Und was ich jetzt für sie empfand, war fast Verachtung. Doch mein Glück wuchs nur dadurch. Mein Glück und mein Selbstgefühl. Ich, ich,

Müller, hatte meine Augen zu dem reinsten, vornehmsten, reizendsten Mädchen erhoben, bekam sie und — liebte sie nicht einmal. Das verwöhnteste Geschöpf der vornehmen Welt wählt den unscheinbarsten ärmlichsten Müller ihres Umkreises, liebt ihn mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres unberührten Herzens und — er liebt sie nicht einmal. Suzanne liebte mich unglücklich. So viel Glück war kaum zu ertragen. Als ich auch gegen Morgen keinen Schlummer fand, nahm ich den zweiten Band von Le Rouge et le Noir zur Hand und berauschte mich vollends an der Überzeugung, daß ich das Vorbild, das mir all diese Wochen hindurch vorgeschwebt hatte, fast noch an Kraft und Geschick übertroffen hatte.

IV

Tags darauf bekam ich einen Brief von Herrn B**. Er ersuche mich, sein Haus nicht mehr zu betreten, da ich es an der schuldigen Dankbarkeit hatte fehlen lassen, sowie jeden etwaigen Versuch, Suzanne zu sehen, zu unterlassen. —

Da war sie wieder, diese selbstverständliche Verachtung dieser Menschen. An Dankbarkeit fehlen lassen — bitte wofür? Für den Thee, die Sandwichs, die ich genossen? Die bekam auch jeder der zahllosen Leute, die den Salon B**s betraten. Forderte das von allen Dankbarkeit? Nein, nur von mir, dafür, daß man mir diese Gesellschaft geschenkt. Aber dafür hatte ich die meine gegeben! Oh, ich hätte B** für mein Leben gerne gesagt, wie wenig ich die schuldige Dankbarkeit verletzt hatte, wie lange ich seine behütete Tochter hatte schmachten lassen vor dem ersten Kuß. An Susi war es, um mich zu kämpfen. An Susi, die mich liebte. Ihr war ja alles an mir gelegen, während sie mir, nachdem ich den Brief erhalten hatte, nur mehr ein Werkzeug war, mich an Herrn B** und der Dankbarkeit, die ich seinem Hause schuldete, zu rächen. Ja, nur durch sie konnte ich mich rächen, vielmehr sie, die mich liebte, würde mich selber rächen, unbewußt, einfach durch ihre Liebe zu dem Verachteten. Doch stand in den Abendblättern bereits die Nachricht von ihrer Verlobung mit Alex von D.

Im ersten Moment war ich drauf und dran, zu dem jungen Diplomaten zu gehen, ihm zu sagen, daß dies nie sein könne, daß Suzanne mir gehöre, in meine Wohnung gekommen sei, mir ihre Liebe gestand, mich geküßt habe. Unterließ dies aber, weil ich, ohne Nachricht von ihr, nicht gewiß war, ob sie meine Behauptungen nicht glatt ableugnen würde. Aber ich schrieb ihr und sandte durch die kleine Cousine, die mir gewogen war, den Brief: „Geliebte, kämpfe um unser Glück."

Nach mehreren Tagen, die ich in beispielloser Stimmung zu-

gebracht hatte, erschien Erhardt. Er war eiskalt, seine Augen blickten fremd, die Mundwinkel waren herabgezogen.

„Folgen Sie mir, Herr Müller, Ihre Braut erwartet Sie."

Ich traute meinen Ohren nicht. Ich folgte ohne Widerspruch, obwohl ich eigentlich etwas Angst hatte. Wenn er mich zur Polizei führte? Aber der Wagen hielt wirklich vor B**s Haus.

Im Wohnzimmer saßen die Eltern und Suzanne. Die Mutter weinte, der Vater blickte zornig und streng, die Tochter war wachsbleich, doch blitzten ihre Augen. Der Alte wies nach ihr mit unaussprechlich wegwerfender Geste:

„Nehmen Sie sie, mein Herr, da sie für jeden andern zu schlecht ist."

Er winkte Frau und Sohn und die drei verließen das Zimmer.

Susi flog an meine Brust.

„Du magst mit mir zufrieden sein, Geliebter, ich war brav und mutig."

Und sie erzählte, daß sie, als ihre Eltern trotz ihres Liebesgeständnisses auf ihrer Verlobung mit D** beharrten und ihr jede Möglichkeit, mich zu sehen, genommen hätten, ihrem Bräutigam klipp und klar erklärt habe, daß sie ihn nie heiraten könne, da sie einen andern über alles liebe und als er gemeint, dies ließe sich vergessen, ihm gestanden habe, daß sie bei mir gewesen, wofür sie Zeugen habe und daß sie mich wieder besuchen werde, sobald ihre Bewachung aufgehoben sein werde. Der Diplomat habe, zu tiefst beleidigt, den Eltern von der Aussprache Mitteilung gemacht. Die Einwilligung in unsere Ehe war die Folge gewesen. —

Nein, ich war keineswegs glücklich in den folgenden Tagen. Geldsucht war es also nicht gewesen, was mich gereizt hatte, Suzanne zu gewinnen. Nun hatte ich die reiche Braut, die prachtvollsten Aussichten für die Zukunft und — litt. Litt an den wegwerfenden Reden und Gesten des Alten und an Erhardts eis-

kalter Fremdheit. Die Mutter war sehr lieb zu mir. Sie hatte mich eigentlich immer gern gehabt und suchte nun, nachdem sie sich mit dem weniger glänzenden Schicksal der Tochter einmal abgefunden hatte, die unversöhnliche Härte der Männer durch besondere Liebenswürdigkeit aller Art zu mildern, damit kein Schatten ihres vergötterten Kindes Glückseligkeit trübe. Aber ich hatte keine Augen für ihre vielen kleinen Zärtlichkeiten, keine Augen für Suzannes große Liebe. Ich sah nur die Verachtung der beiden Männer und — litt. Mehr als der Alte, den ich schließlich zur Gänze begreifen konnte, quälte mich der Bruder. Wenn er, der Junge, mir die Liebe seiner Schwester nachtrug, so war das nicht Ehrgeiz, war nicht gesellschaftliches Vorurteil, sondern persönliche Verachtung. Und gegen diese gab es keine Berufung, keine Widerlegung. Ich glänzte vor allen Bekannten. Lina strahlte über das ganze Gesicht. Der Hausbesorger zog tief die Kappe. Der Schneider hatte die Klage eilig zurückgezogen, die eingezogenen Möbel waren wieder im Zimmer, von den übrigen die weißen Zettel entfernt. Bekannte grüßten süß-bitter, wenn sie mir, das vornehme Mädchen am Arm, auf der Straße begegneten. Umsonst. Ich blähte mich wohl auf vor allen und pries mit verhaltenem Stolz mein phantastisches Glück. Aber in keiner Sekunde, in keinem Triumph vergaß ich Erhardt und seine Verachtung. Unser erstes Gespräch fiel mir immer wieder ein, sein prophetisches Gefasel im Café Imperial. Er hatte mir damals doch wohl nur sagen wollen, er wisse genau, es sei meine Absicht, mich wie ein Parasit bei seinen Leuten einzunisten, er durchschaue mich, könne aber nichts dagegen tun. Und die ganze psychologische Garnierung war nur für mein literarisches Ohr bestimmt gewesen. Nun, die Freude, „mir zuzusehen", war ihm vergällt worden. Mir aber die Freude des Triumphes. Das Schlimmste war, daß ich mich eigentlich vor ihm nicht fürchten mußte, ihn nicht mit gutem Gewissen meinen Feind nennen konnte. Ich wußte stets, er konnte mich zerschmettern. Mein

Leben war voll dunkler peinlicher Punkte und wir hatten genug gemeinsame Bekannte, die ihm wohler wollten als mir. Er hätte sich nur unter der Hand zu erkundigen brauchen, — aber das tat er nicht und ich wußte, daß er es nie tun würde, weil — er zu vornehm war. Seine Schwester war bei mir gewesen und hatte mich geküßt. Also würde er jedem Menschen nur Gutes von mir sagen, nicht dulden, daß wer Schlimmes von mir erzählte. Und so war er geboren, es fiel ihm sicher keine Sekunde lang ein, anders zu handeln. Gewiß, ein gut Teil Indolenz war auch dabei — aber dennoch, es fiel ihm nie ein, daß er anders handeln könnte —!

Ich sagte der Braut: „Susi, dein Bruder verachtet mich." Sie bestritt dies aufs heftigste. Ich aber ließ nicht davon ab, sprach ihr von nichts anderem, forderte, daß die von meinem Werte Überzeugte ihn zur Rede, zur Aussprache stelle. Ich selbst mochte es nicht tun, aus Angst, er könne mir seine Verachtung mit offenen Worten gestehen, die, einmal geduldet, Anfang einer endlosen Kette von Beleidigungen werden mußten. Ob Susi je mit ihm in dieser Angelegenheit gesprochen hat, weiß ich nicht, doch wurden ihr meine ständigen diesbezüglichen Forderungen endlich lästig, sie wurde ungeduldig, meinte, „Ach, laß ihn doch denken, was er mag." Dies zwar, mit wegwerfendem Ton gegen ihn gesagt, erregte mir gerade deshalb den Verdacht, daß in der Sache Zwiesprache zwischen den Geschwistern gepflogen worden war. Ich prüfte Susis Gesicht aufs schärfste nach sekundenlangen Ausdrücken, die nicht voll Liebe schienen. Ich wog ein jedes ihrer kleinsten Worte. Ich wurde mißtrauisch und wähnte feindlichen Einfluß hinter jeder scherzhaften Bemerkung. Nie kam ich zu ihr, ohne den quälenden Eindruck, daß zwischen gestern und heute geschwisterliche Auseinandersetzung stattgehabt, in der ich ihrer Achtung verlustig, ihrer Liebe unsicher gemacht worden war. Ich mißtraute ihren Liebkosungen, sie schienen mir unecht, ich wies sie ab. Sah ich

dann Tränen in ihren Augen, erfüllte mich neues Siegerglück mit unendlicher Wollust. Ich lernte Susi mit allem erdenklichen quälen und genoß, Skrupel vergangener Nacht vergessend, die Demut ihrer Liebe. Ich vergaß den Reiz ihres Wesens, die Macht ihrer gesellschaftlichen Stellung und berauschte mich mehr und mehr an der Ergebenheit ihrer Liebe. An Erhardt denkend, stieß ich, scheinbar in kälteren himmelnäheren Welten weilend, die zarten Finger zurück, die die meinen suchten. Ich bat sie, obwohl elterliches Verbot darauf stand, oft in meine Wohnung und sah, auf dem Kanapee liegend, zu, wie sie Tee bereitete oder ungewohnt mit Staubtuch und Besen hantierend, Ordnung in meine Sachen zu bringen suchte. Sogar verbot ich Lina in diesen Tagen, den Staub von Regalen und Platten zu wischen, beseligt, wenn die Zarte inmitten der üblen Wolke von leichtem Husten befallen wurde, oder mit geknickten Gliedern am Boden kauernd, verschmutztes Allerlei unter Kästen und Kommoden hervorscheuerte, auf blecherner Schaufel zusammenstaute und mit verzogenem Gesichtchen zu einem dritten Orte schleppte. — Ich gestattete ihr schließlich, meine zerrissenen Wäschestücke und Strümpfe nach Hause zu nehmen und des Nachts in ihrem rosaseidebespannten Mädchenzimmer auszubessern —. Was Valerie mit mütterlicher Sorgsamkeit für mich getan und was mich nicht selten auch beschämt hatte, Suzanne erfüllte es mit Fanatismus und ich jubelte innerlich. Längst hatte ich aufgehört, sie um Erhardt zu plagen, ich peinigte sie vielmehr mit gespielten Verdächtigungen gegen die übrigen Leute ihres gesellschaftlichen Verkehrs, die einstigen vertraulichen Mitteilungen als Anhaltspunkte für ihre Flatterhaftigkeit benützend, entzückt, wenn es mir so gelang, sie dadurch zu zwingen, die glänzenden Leute ihres Salons in meiner Gegenwart schlecht zu behandeln und herabzusetzen. Da meine schlechten Stimmungen sie bis zu Gesundheitsstörungen erschütterten, hatte auch Herr B** gelernt, mir freundliche Gesichter zu zeigen. Die Mutter trug mich auf Händen, die in Hand-

schuhen staken. Ein elegantes psychologisch originelles Konversationsstück, in den ersten Wochen meines Verkehrs mit B**s entstanden, war durch deren Vermittlung von einer guten Bühne angenommen worden. Da auch die Kritiker der großen Zeitungen in ihrem Hause verkehrten, konnte ich beruhigt in meine literarische Zukunft sehen. Und dennoch —

V

Eines Tages beim Nachhausekommen fand ich mein Zimmer ganz mit Blumen geschmückt. Ein Brief lag in einem losen Gewinde von Glyzinien und wildem Mohn. „Du warst heute so kalt zu mir, daß ich einen Moment lang fürchtete, Du liebtest eine andere. Diese Blumen sind meine Abbitte — —." Ich lächelte. Doch dann fiel mir Erhardts widerliche Grimasse ein. Wenn ich seine Schwester verführt hatte und dabei wirklich eine andere liebte — —. Ich wählte die schönsten Stiele aus den reichen Sträußen und brachte sie Valerien. Ich war in letzter Zeit seltener bei ihr gewesen. Sie schwieg vollständig über Suzanne, lenkte sofort ab, wenn ich auf meine Verlobung zu sprechen kam. Ich aber war die Zeit über zu sehr mit dem Kampf um meine Stellung in dem Hause B** beschäftigt gewesen, um von anderem sprechen zu können. Nun fühlte ich plötzlich eine neue starke Neigung zu meiner früheren Geliebten. Ich legte ihr, die freudig überrascht, mich nicht mehr erwartet hatte, Suzannes Blumen in den Schoß und umschlang sie mit einer Innigkeit, die sie lange an mir vermißt, vielleicht nie bei mir gefunden hatte. Sonderbare Wärme durchströmte mich in ihrer Nähe. Ich hatte das Bedürfnis, gut zu ihr zu sein, ihr zu dienen, vor ihr zu knien, sie größer, besser und wertvoller zu machen als mich und vor allem als Suzanne, an die ich aber dabei unablässig denken mußte. Mit jeder heißeren Wendung gegen die Geliebte, mit jedem Schmeichelwort, mit jeder Berührung streifte ich etwas ab von dem Glanz der vornehmen Braut, zwang sie gewissermaßen hinein in unsere Umarmung und erdrückte sie darin. Saß ich ihr am andern Tag gegenüber, unerbittlich forschend in der qualvollen Angst ihrer demütigen Blicke, erzwang ich gebieterisch von mir die Imagination der Geliebten, geschmückt mit dem Glanz meiner dankbaren Erinnerung. Ich stahl Suzanne ihre ergebenen Liebesgesten und schenkte sie der andern; ich stammelte vor der Geliebten nur um

weniges transponiert, die schüchtern einschmeichelnden Worte der Braut. Doch Valerie wußte meiner neu erwachten Liebe keinen Dank. Anfangs glaubte ich, sie füge sich mit viel Geschick in ihre neue Rolle der Angebeteten und schlug es anerkennend zu ihren übrigen entzückenden Fähigkeiten. Doch über den Ring, den ich ihr, einer plötzlichen Wallung folgend, gekauft hatte, geriet sie in einen Zorn, den ich nicht mehr verstand. Sie gebrauchte viele Schimpfworte, das ganze Lexikon, das ich Erhardt zutraute, sagte schließlich etwas von Bezahlung, auf die ich kein Recht hätte und warf mir den Ring vor die Füße. Sie weinte sehr dabei und schien zu leiden. Sie tat mir leid, aber es waren unvergeßbare Ausdrücke gefallen. Unglücklich war ich nicht, aber das sonderbare Liebesbedürfnis, das mich zu ihr getrieben hatte, dauerte an. Ich schenkte meiner alten Lina den Ring, die aber über das zu ihren sonstigen Habseligkeiten so sehr abstechende Kleinod eher verzweifelt war, und im übrigen kaufte ich mir einen Hund, den ich „Liebling" nannte und außergewöhnlich verwöhne besonders in Suzannes Gegenwart, die denn auch richtig bittet: „Sei einmal so zu mir wie du zu Liebling bist." Aber sie darf ihn höchstens, wenn ich sehr gut gelaunt bin, streicheln.

Die letzten Wochen vergingen mit der Einrichtung unserer neuen Wohnung. Wir haben eine sehr elegante gegenüber dem Stadtpark. Suzanne ist ganz weg vor Entzücken, als hätte sie so etwas Schönes und Vornehmes nie gesehen, ich aber habe eine starre eisige Kälte den neuen ungewohnten Gegenständen gegenüber, die mich doch glücklich machen sollten. Ich habe so lange gelernt, meine Braut zu tadeln, zu erniedrigen und herabzusetzen, daß mich heute ihr bloßer Anblick in einen Zustand nervöser Überreiztheit und Widerspruchhaftigkeit versetzt und es mir unmöglich macht, etwas schön zu finden, was ihr gefällt. Heute zeigte sie mir, was zur Überraschung bislang eine versperrte Türe mir verborgen gehalten hatte, das Schlafzimmer, und hatte da-

bei einen leichten Schauer, ein Zittern ihres Armes in dem meinen. —

Nein, ich bin jetzt nicht ins Cafehaus gegangen, weil ich die Zeit totschlagen will oder um einen sentimentalen Erinnerungsblick auf die Fenster meiner einstigen Valerie zu werfen. Doch auch nicht, um mich zu freuen, daß meine einstigen Bekannten mich respektvoll grüßen und noch immer bei schlechtem Kaffee, von einem schmutzigen Kellner bedient, andächtig um Frank Dubrowsky sitzen. Ich bin gekommen, mir meine einstige Armut ins Gedächtnis zu rufen, meine gedrückte Stellung, meine Angst vor Feinden. Ich muß, ich muß um jeden Preis ein warmes Gefühl für Suzanne in mir erzeugen, denn bei Gott, ich weiß nicht, wie ich morgen ihr Mann sein soll. Ich muß mir vorstellen, was ich ihr verdanke. Ich muß daran denken, wie ich Valeriens Fenster beobachtet und mich vor dem Mann mit der weißen Hose gefürchtet hatte. Ich muß einsehen, daß Erhardt's Blick um nichts schlimmer ist als der Dubrowskys, der mich eben streift und all das sagt, was Erhardt damals im Imperial ausgesprochen hat. — Aber das ist es ja; was verdanke ich ihr denn, wenn nicht einmal dieser blasse Hungerleider es gelernt hat, mich anders anzusehen? — Und da kommt jetzt auch dieses Frauenzimmer am Fenster vorbei, dieselbe, die damals von dem Mann mit der weißen Hose am Arm gepackt wurde und die laut geschimpft hat. Nun geht sie vorüber und — lächelt mir mit scheußlicher Vertraulichkeit zu. Auch für sie ist mit mir nicht die mindeste Änderung vorgegangen, ja, und ich weiß auch, weshalb; weil diese beiden, die Dirne und der Literat, ohne gesellschaftliche Ambition sind. Sie leben ihr eigenes Leben und schielen nach nichts anderem. Die mir Reverenzen machen, wollen ja doch nur meine spätere Protektion, sehen nicht mich, sondern mein künftiges Vermögen, meine Stellung, meine Beziehungen. Diese zwei sehen aber den gleichen Müller in mir, den alten Stammgast dieses kleinen Kaffeehauses. — Und

bliebe ich es nicht fast am liebsten? Was für eine Existenz werde ich führen, wenn ich mich stündlich verleugnen muß? Denn es fällt mir ja eigentlich gar nicht so leicht, reich und vornehm zu sein und schon gar nicht leicht, Suzanne zu quälen. Im Tiefsten fürchte ich, sie ist dabei glücklicher als ich, denn sie erfüllt die Befriedigung, dem zu dienen, den sie liebt, während mich die Herrengeste, die ich mir angewöhnt habe, eigentlich außerordentlich anstrengt; nun erwartet sie sie aber von mir und vielleicht, daß sie mich verachtet, wenn ich sie plötzlich fallen lasse? Ich darf es mir also im eigenen Hause nie bequem machen, darf nie ich selbst sein, ich, Müller kurzweg. Ach, es wäre so schön, so schön und so einfach, Susi lieb zu haben, wie sie es verdient und mit ihr glücklich zu sein! Es ist Erhardts Schuld, die mich so grausam verändert hat, aber ich fürchte, meine Rache trifft mich mit. Mich mehr als ihn, denn ich empfinde das alles als sehr sinnlos, er aber sieht irgendwie Gerechtigkeit und Konsequenz darin.

Da geht sie wieder vorbei, diese Frauensperson und lacht mich an — komisch. Wenn Erhardt vorbeiginge und das sehen müßte! — Ob sie wohl weiß, daß ich morgen heirate und wen? Sonderbar, sie und Susi sich nebeneinander vorzustellen. Die Welt liegt dazwischen. Die ganze menschliche Gesellschaft. Die zwei Pole, zwischen denen mich mein sonderbares Leben umhergeworfen hat. Zwischen denen ich heute endgültig zu wählen habe. — Jawohl, ich kann es nicht leugnen, obwohl ich sie tyrannisiere, dennoch verlangt die Braut von mir, daß ich wähle. Zwischen der eleganten Wohnung vis-à-vis dem Stadtpark und diesem Café. Zwei Herrenzimmer, mit Leder bezogene Klubfauteuils, Teppiche, Diener, Silberplatten. — — Aber darum mein liebes Kaffeehaus aufgeben? Wie langweilig das sein wird, das Leben inmitten tadelloser Gesellschaftsmenschen ohne jede Interessengemeinschaft, verglichen mit den langen Gesprächen, mit meinen Gesinnungsgenossen — wie amüsant war es

doch manchmal hier gewesen. Wir sprachen von hohen Dingen, von großen literarischen und politischen Plänen — es fiel mir schwer genug, sechs Monate lang fern zu bleiben. Heute bin ich für diese Leute ein erwiesener Streber, ein Ausgestoßener, den man fremd und korrekt aus der Entfernung grüßt. Und meine pekuniäre Versorgung? Sie wird nur mein Talent untergraben. Dichter brauchen Schulden, Entbehrungen, Sorgen um Brot. Und sie selbst, Suzanne, — was nützt mir ihr Zauber, da er für mich nicht da ist? Mir war Valerie, die liebe, zärtliche, ungetreue Valerie um so viel lieber! Auch Irma, die heiße, vor der ich geflohen bin . . Jede, jede, eine nur nicht — Suzanne. Und selbst — selbst dieses Frauenzimmer, das nun wiederum vorbeikommt, als hätte sie es heute auf mich abgesehen, fast scheint es, sie winke mir mit ihrem Lachen, — was für sonderbare Gedanken ich doch manchmal habe. Diese Dirne, — am Vorabend meiner Hochzeit. Es ist eigentlich traurig, wie weit der Haß den Menschen treibt. Aber es ist doch noch etwas anderes. Mir selbst kann ich es ja gestehen, so beschämend es eigentlich ist: Diese Person steht mir näher als meine Braut. Ich bin gleich ihr durch vielen Dreck gegangen, ich weiß, wie sie von schlechten Nachtlokalen, anrüchiger Gesellschaft, Armut, Niedertracht und Ekel. Wir kennen beide acht Tage ohne warmes Abendbrot. Und die kleinen Gemeinheiten um einen Zehnkronenschein. Nächte, an denen der Wein mehr Schuld trägt als das Blut, die Steigerungen der Abgestorbenheit, und den überdrüssigen Kater grünlicher Morgenstunden. Es ist eben hauptsächlich dieses: Suzanne und ich, wir haben keine Vergangenheit auf ähnlichem Niveau. Kein gemeinsam Bekanntes, auf das wir in kühleren Stunden zurückgreifen können. Reichtum, Vornehmheit und Reinheit sollten für meinesgleichen eine schöne Sehnsucht bleiben. Sie können nie eine Lebensbasis werden, denn sogleich entsteht diese andere, höchst widerwärtige Sehnsucht nach dem Schmutz, die ich heute abend fühle. Ich

hätte nicht übel Lust — ja, Suzanne morgen in ein scheußliches Lokal zu führen, sie herabzuzerren, für mich, zu mir, ehe ... Was war das doch für eine unbekannte Beklemmung, die mich befiel, als sie erschauerte beim Anblick unseres Schlafzimmers? Ich brauch mich sonst, weiß Gott, von niemand in diesen Dingen spotten lassen! Habe ich denn ihr Lächeln erwidert? Ihr zugenickt? Sie bleibt an der Ecke stehen, scheint auf mich zu warten. Ob sie vielleicht denselben Gedanken hat wie ich? — Was wäre es denn weiter? Ein Grenzpunkt, ein Abschluß, ein Vergleich, wie mein Besuch heute Abend in diesem Café. Ein Vergleich, vielleicht eine kleine Verwechslung? Der Gedanke ist nicht ohne Reiz. Welche Ironie darin läge, sie, die tausendfach Benützte, Abgebrühte wie meine Braut zu behandeln, wie vornehmer Leute Kind, — wie Erhardts Schwester! Und vierundzwanzig Stunden später die Keusche, die vor dem ehelichen Schlafgemach erschauert, aber in alles von mir Kommende ergeben ist, erst einmal in ein wüstes Nachtlokal und sehr viel Wein und dann in ein Séparée, das ich gut kenne, ein schmieriges Hofzimmer mit geritzten Namenszügen in den Spiegeln und schlechtgepolstertem schadhaftem Sammetkanapee ...?
Der Gedanke hat wirklich etwas Bestrickendes. Er ist ohne Zweifel interessant, fast problematisch. Es ist nicht allein mein Haß der mir ihn eingibt, noch meine Unzugehörigkeit zu Suzanne, nein, mein Lebenskünstlerisches ist hauptsächlich im Spiele. Ich will eine Probe machen auf meine Nerven. Sonderbare Erregungen harren meiner. Mit einem Schlage reiße ich so das morgige Ereignis aus der gutbürgerlichen Atmosphäre, die mich zu ersticken droht. Ein Schriftsteller braucht das. Man kennt genug Beispiele aus den Biographien unsrer Größten.
Liebling wetzt an meinen Beinen. Er will an die Luft. Es ist auch wirklich Zeit zu gehen. Der Kellner stellt die Sessel auf die Tische und löscht die Gasflammen. Ich bin der letzte Gast.
Sie steht noch immer an der Ecke. Lächelt. Wartet.
Eigentlich ist es sehr traurig.

Ende

Georg Müller Bücher

Bisher erschienene Bände:

Das Gebirge
Novellen von Josef Sandmeier

Hymnen
Von Franz Spunda

Potsdamer Platz
Ekstatische Visionen von Curt Corrinth

Das Lächeln des Glücks
Schauspiel von Ernst Hierl

Katilinarische Pilgerschaft
Von Rudolf Leonhard

Die Heiligen
Legendäre Geschichten von Alfred Neuman

Trieb
Roman von Curt Corrinth

Jeder Band kartoniert M. 3.—

Georg Müller Verlag München

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

PT 2621 A95A8
Kaus, Gina
Der Aufstieg

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 11 07 10 020 6